

In den Fängen von Gestapo und NKWD

Die Memoiren von Violet Sandros

geb. am 11.01.1918 in Detroit, verst. am 20.04.2003 in Cottbus.



Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Herausgebers	3
Kindheit und Schule in Detroit	4
Aufbruch nach Sowjetrußland	10
Die andere Welt	11
Mein Studentenleben	13
Sowjetische „Säuberungen“	17
Einsatz für das „Vaterland“	18
Im Sudetenland	20
GESTAPO	23
1943 bis Kriegsende	26
Zurück nach Rußland	28
Das Urteil und „Reise“ nach Norilsk	33
Das Lager in Norilsk	35
Das Speziallager	40
In „Freiheit“	42
Amnestie und Entlastung aus Sibirien	48
Wiedersehen mit der Mutter	51
Kontakt zu den Pflegeeltern meines Sohnes / Insel Valamo	51
Ausreise aus Sowjetisch Karelien	52
In der DDR	53
Nachwort	57
Lebenslauf von Siegfried Kammler, verfasst 2022	59

Vorwort des Herausgebers

Siegfried Kammler, Bernburg, hat MEMORIAL Deutschland e.V. die Memoiren seiner Mutter Violet Sandros vorgelegt und angeregt, diese in geeigneter Weise zu veröffentlichen. Nachdem mehrere Mitglieder sie gelesen hatten, gelangten wir zu der Überzeugung, dass die Beschreibung dieses ereignisreiche Leben in den USA, der Sowjetunion, im deutsch besetzten Sudetenland, Österreich und Prag, erneut in der Sowjetunion – und schließlich in der DDR, in den Fängen von Gestapo und NKWD, eine breite Leserschaft verdient, da sie sehr interessante Einblicke in die verschiedenen Länder und Zeiten, vor allem auch in den Gulag enthält.

Zugleich entschieden wir uns, den Text für die Allgemeinheit verständlicher zu machen, indem wir ihn sprachlich behutsam veränderten und inhaltlich durch Erläuterungen in Fußnoten ergänzten. Am Ende der Publikation stehen ein Nachwort und der Lebenslauf von Siegfried Kammler, dem wir herzlich dafür danken, dass er uns die Memoiren seiner Mutter, eigene Nachforschungen sowie Familienfotos zur Verfügung gestellt hat. Außerdem danke ich Anke Höhne und Bettina Nir-Vered für ihre genaue Lektüre und ihre hilfreichen Anregungen.

Andreas Decker, im Namen von MEMORIAL Deutschland e.V., im Juni 2022

Meine Memoiren

Kindheit und Schule in Detroit

Gerne erinnere ich mich an meine Kindheit. Wenn man so viel Elend unter den Kindern der Welt erfährt, umso mehr weiß man die eigenen Kindesjahre zu schätzen. Ich hatte immer ein eigenes Bett, gesunde Ernährung, passende Kleidung und konnte die Schule viel besuchen. Sogar ein Klavier fehlte uns einige Zeit nicht. Das alles habe ich meinen Eltern zu verdanken.



Violet Sandros' Eltern: Sulo Sandros und Anna Maria Turunen (Jahr der Aufnahme unbekannt)

Vater und Mutter wurden in Finnland geboren. Die beiden haben ihr Glück in Amerika gesucht, so wie viele andere junge Menschen aus Europa vor dem 1. Weltkrieg. In Detroit haben sie sich kennen gelernt. Dort wurde ich geboren, im Januar 1918. Ihr Glück war nur kurz, denn Mutter starb mit 21 Jahren an der Spanischen Grippe. Zu dieser Zeit war ich 11 Monate alt. Vater hat als Autodidakt einige Gedichte zum Tode von Mutter geschrieben. Ein Gedicht wurde in einer finnischen Zeitschrift abgedruckt. Es gab zu der Zeit in Detroit eine Organisation von finnischen Einwanderern, die Finnische Föderation. Erst unlängst erfuhr ich, dass Vater sogar Mitglied des leitenden Gremiums dieser Organisation war. Ich weiß zu wenig von meinem Vater, er hat niemals aus seinem Leben erzählt. Als ich gerne mehr von ihm hätte wissen wollen, war er nicht mehr am Leben. Mit 54 Jahren starb er 1944 in einem gottverlassenen Dorf in Kasachstan. Vater war begabt. Er konnte gut malen, schrieb Chroniken über viele Anlässe und nahm am Arbeitertheater teil. Es wurden Theaterstücke von bekannten

finnischen Schriftstellern aufgeführt, z.B. „Kullervo“ (der finnische Siegfried)¹, „Die sieben Brüder“² und andere Volksstücke. Auch andere Stücke hat man gespielt, „Die Wolgatreidler“³ und „Spartakus“⁴. Vater hatte immer die Hauptrolle. Übrigens wurden auch Operetten aufgeführt – Vater nahm daran nicht teil, da er weder singen noch tanzen konnte.



Violet Sandros als Kind (Jahr der Aufnahme unbekannt)

Die Finnische Föderation bestand aus Mitgliedern vieler politischer Richtungen, wie Kommunisten, Sozialdemokraten usw. Ich war damals allerdings zu jung, um alles zu verstehen. Von Beruf war Vater Tischler und Zimmermann. Die Häuser, in denen wir in meiner Kindheit wohnten, hat Vater gebaut, auch die Möbel hat er selbst gemacht. Unsere Familie hatte nicht immer den Namen Sandros. Der Großvater aus Tampere war ein erfolgreicher Sargmacher. Er hat diesen schwedischen Namen angenommen, wie es zu der Zeit in Finnland üblich war.

Mutter Anna hatte zwei Schwestern in Detroit. Nach Mutters Tod nahm Tante Hilja mich zu sich, bis Vater wieder heiratete. Hilja hatte auch eine Tochter namens Sylvia, die vier

¹ Kullervo ist ein tragischer Held des finnischen Nationalepos „Kalevala“.

² „Die sieben Brüder“ (erschienen 1870) ist der einzige Roman des finnischen Schriftstellers Aleksis Kivi (1834–1872).

³ Dieses Theaterstück war evtl. angelehnt an das Gemälde „Die Wolgatreidler“ (entstanden 1870-73) von Ilja Repin (1844-1930).

⁴ Hier ist offenbar das Stück „Spartakus“ (erschienen 1919) von Bertolt Brecht (1898-1956) gemeint.

Monate älter als ich war. Mit ihr war ich mein Leben lang verbunden. Auch Tante Ida kümmerte sich um mich, wie sie es meiner Mutter versprochen hatte.

Ich war über drei Jahre alt, als Vater wieder heiratete. Vaters neue Frau war auch eine Finnin mit Eltern und Geschwistern in Port Arthur (jetzt Thunder Bay) in Kanada. Ich erinnere mich, dass ich begeistert über meine „neue Mutter“ war und ich wollte immer bei ihr schlafen. Bestimmt zum Leid meines Vaters. Ich habe sie nie als Stiefmutter betrachtet, und manchmal denke ich, meine eigene Mutter hätte mir nicht so viel im Leben gegeben wie sie. Sie war damals 23 Jahre alt und hatte später keine Kinder. Sie meinte immer, ich würde mich mit weiteren Kindern zurückgesetzt fühlen. Auch die finanzielle Lage meiner Eltern war nicht immer rosig. Vater war kinderlieb und hätte gern noch ein Kind gehabt. Später in der Sowjetunion, als Mutter [also die geliebte Stiefmutter] schwanger war, hätte sie das Kind gern behalten, doch ihr Leib hat die früheren Abbrüche nicht mehr ertragen.



Violet Sandros mit ihrem Vater Sulo und ihrer (Stief-)Mutter Aili (Jahr der Aufnahme unbekannt)

Mutter war beliebt und konnte nicht anders sein, wegen ihres guten Charakters. Sie hat niemals jemanden wehgetan und respektierte jeden Menschen, obwohl sie eventuell

nicht mit jedem einverstanden war. Habe ich das von ihr gelernt oder steckt das auch in mir? Jedenfalls bin ich der Meinung, dass ein Quantum Gutes fast in jedem Menschen steckt. Ich glaube an das Gute im Menschen. Ich bin nicht getauft, man hat mir nicht beigebracht an Gott zu glauben, jedoch diejenigen zu respektieren, die es tun. Ich kann mir einen Gott in unserer Welt nicht vorstellen, aber ich glaube an die Menschen, die bemüht sind, das Leben auf unserer Erde besser zu gestalten.

Im Gegensatz zu Vater sprach Mutter gut Englisch. Sie war als Hausmädchen in verschiedenen Familien gewesen, wo sie nicht nur die Sprache, sondern auch gutes Kochen und vieles mehr gelernt hat. Zu Hause sprach ich mit Vater immer Finnisch. Er hat mir das Lesen aus der Arbeiterzeitung beigebracht. Mutter hatte eine schöne Sopranstimme, zusammen haben wir viel zweistimmig gesungen. Von ihr habe ich viele finnische Volkslieder gelernt. Solange Vater arbeitete, war sie zu Hause. Obwohl wir bescheiden lebten, war alles nicht nur sauber, sondern auch geschmackvoll eingerichtet. Unsere Hauptmahlzeit nahmen wir abends ein, wenn Vater von der Arbeit nach Hause kam. Der Tisch war immer mit einer hübschen Tischdecke und Blumen gedeckt. Mutter trug eine kleine selbstgemachte Schürze, die oben mit einer Nadel am Kleid befestigt war. Es war eine Harmonie von Farbe und Umgebung.

Bestimmt war ich nicht immer ein braves Kind. Ich glaube, seit dem Kindesalter habe ich oft meinen Kopf durchsetzen wollen, wenn ich der Meinung war, dass ich Recht hatte. Bis heute ist das so. Ist das ein Zeichen des Steinbocks, unter dem ich geboren bin?

Ich muss etwa vier Jahre alt gewesen sein, als wir in Knodell St.[reet] wohnten und Mutter mich einmal ins Bad sperrte. Immer wieder hämmerte ich an die Tür und bat sie, mich heraus zu lassen. Sie fragte, ob ich brav sein würde? Meine Antwort: „Viola kann nicht.“ Nach einiger Zeit hörte das Hämmern auf. Mutter wunderte sich und öffnete die Badezimmertür. Da saß ich in der Badewanne, im Wasser und war sehr vergnügt. Ich weiß, sie hat mir manchmal eine Backpfeife erteilt oder an meinen Haaren gezogen. Ich muss ungezogen gewesen sein, denn sonst hat sie mich ihren Sonnenschein genannt. Ich war ein fröhliches Kind. Andererseits habe ich viel geweint. Deswegen war Mutter mit mir beim Arzt. Er hat mich angesehen und sagte: „Blondes Haar und blaue Augen, das ist ihr Wesen. Sie lacht genau so herzlich, wie sie weint.“ Und das ist bis heute so. Es gibt Momente, in denen ich versucht habe das Weinen zu unterdrücken, indem ich in meine Zunge gebissen habe, aber es hat nie geholfen. Bis heute muss ich mich „ausheulen“, dann ist alles wieder gut.

Als Kleinkind habe ich schon gesungen und noch heute kann ich ein banales Lied, das ich für Schokolade gerne bereit war vorzuführen. Aus dem Finnischen sinngemäß übersetzt: „Ich bin der Matti in dieser Welt... Ich habe eine Liebste in Kuopio und in Kajaani zwei.⁵ Ich werde einen Schnaps trinken, zwei Gläschen. Ich sitze auf dem Knie meines Mädchens und rauche eine Zigarre.“

Tante Ida und ihre Familie zogen in das Haus in Knodell St. ein. Vater hatte ein kleineres Haus am Rande der Stadt Detroit, in Van Dyke gebaut, wo schon viele andere bekannte Finnen wohnten. Tante Hilja und Sylvia waren auch dort. In unserer Straße gab es noch keine Kanalisation. Auch das Wasser mussten wir von einer Pumpe am Ende des Häuserblocks holen. Unsere Toilette befand sich im hinteren Garten neben der Garage.

Bald hatten wir auch einen 4-Sitzer-Ford. Ich wurde hier eingeschult und habe die Schule bis zur 7. Klasse besucht. Damals wurden die Schüler jedes halbe Jahr versetzt. Es

⁵ Um welches Lied es sich handelt, ließ sich nicht ermitteln. Kuopio und Kajaani sind zwei benachbarte Städte im mittleren Finnland.

gab eine 1B und 1A, 2 B - A usw. Wir waren vier Schüler, darunter meine Cousine und ich, die viermal eine halbe Klasse wegen guter Leistungen übersprangen. Daher kommt es, dass ich als 15-Jährige in der 12. Klasse der High School war; im Januar wäre ich 16 Jahre alt geworden.

Ich bin gerne in die Schule gegangen. Wir waren Kinder aus allen Nationalitäten, polnische, deutsche, englische usw. Ich erinnere mich, einmal in der 1. oder 2. Klasse hat die Lehrerin jeden von uns sagen lassen, aus welchem Lande die Eltern kamen. Es war etwas Besonderes, Engländer zu sein. So beschlossen meine Cousine und ich zu sagen, die Eltern kämen aus England, und sagten es auch. Heute bin ich stolz, eine Finnin zu sein.

Ich hatte mich in meiner Jugend immer international gefühlt, aber in Leningrad in meinen Studienjahren hat man aus mir eine Finnin gemacht. Vielleicht wird man später verstehen warum.

Die Finnische Föderation in Detroit besaß ein großes Kulturhaus. Es gab einen großen Saal und eine Bühne (mit allem dazu nötigen), im Keller einen Speisesaal, eine Turnhalle und ganz oben Räume für Versammlungen und andere Tätigkeiten. Dort haben wir Kinder zugesehen, wie unsere Eltern sich auf der Bühne bewegten. Ich erinnere mich, wie Vater mir einmal so unbeholfen vorkam, als er eine Frau küssen sollte. Nach der Vorstellung wurden die Sitze und der große Leinwandteppich weggeräumt. Auf dem gut gewachsenen Parkett wurde getanzt. Schon früh habe ich Walzer, Polka usw. mit Begeisterung getanzt. Später kam dann natürlich One Step und Charleston dazu. Zu Weihnachten stand eine riesige geschmückte Tanne im Saal, darunter lagen viele Geschenke, die Bescherung unserer Eltern für uns Kinder. Dann wurden die Geschenke von einem Weihnachtsmann überreicht. Auf dem Heimweg nach den Veranstaltungen habe ich mich dann hinten in unserem Ford hingelegt und bin vor Müdigkeit eingeschlafen.

Es gab auch eine von den Kommunisten organisierte Pionierorganisation, zu der ich ebenfalls gehörte. Als Teenagerin wurde ich sogar Leiterin. Ich habe immer führen wollen. Wenn wir Kinder Schule spielten, war ich immer die Lehrerin. Ich wollte schon als Kind Lehrerin werden und bin es auch geworden. Später wurde ich Mitglied der „Young Communist League“ in Detroit. Die 1. Mai-Demonstration habe ich nie verpasst, da blieb ich der Schule fern.⁶ Anfang der dreißiger Jahre gab es einen Hungermarsch zu den Fordwerken und dabei wurden vier Menschen erschossen. Ich habe es mir nicht nehmen lassen, an dem Trauermarsch für die Opfer teilzunehmen. Solche Massenbewegungen sind unvergesslich. Den Prozess gegen Sacco und Vanzetti⁷ habe ich auch verfolgt, obwohl ich noch ein Kind war. In der 10. Klasse hatte ich das Fach „Public speaking“ für ein halbes Jahr gewählt.

Es war so, dass man die Pflichtfächer hatte, und außerdem konnte man, um auf die Pflichtstundenzahl zu kommen, selbst ein Fach auswählen. Das war nur in der High School üblich. Unser Lehrer für dieses Fach⁸ war damals der Schuldirektor. Er hatte am ersten Weltkrieg teilgenommen und stand sicher deshalb vielen politischen Fragen offen gegenüber. Jedenfalls wusste er von meiner Gesinnung. Einmal, als wir über eine

⁶ Seit 1882 ist in den USA der erste Montag im September als „Tag der Arbeit“ gesetzlicher Feiertag, der 1. Mai als „internationaler Kampftag der Arbeiterklasse“ hingegen nicht.

⁷ Ferdinando „Nicola“ Sacco (1891-1927) und Bartolomeo Vanzetti (1888-1927) waren aus Italien eingewanderte anarchistische Arbeiter, die nach einem umstrittenen Raubmord-Prozess 1927 mit dem elektrischen Stuhl hingerichtet und zu Märtyrern der Kommunistischen Internationale wurden.

⁸ Offenbar Politik oder Ähnliches.

bedeutende Persönlichkeit berichten sollten, sagte er mir, ich könne über Lenin erzählen, was ich auch tat. Das geschah in der Schule in Van Dyke. In einer Detroitter Schule hätte das kaum geschehen können.

Dieser Direktor hat mir übrigens vorgeschlagen Anwältin zu werden. Er hätte mir im Studium geholfen. Ich habe auch einmal ein halbes Jahr eine Religionsstunde mitgemacht, über das Neue Testament. Ich war der Meinung, um mit Gläubigen zu diskutieren, muss man auch wissen, worum es geht.

Unsere Finnen hatten nicht nur das Klubhaus, sondern auch ein Sommercamp. Mit eigener Kraft (Aufbaustunden) haben die Menschen ein Stück Land gekauft und es in einen schönen Erholungsort verwandelt. An einem See wurde ein Schwimmbad mit sandigem Ufer errichtet, wo es auch ein Sprungbrett und einen Turm gab. Natürlich war in der Nähe die berühmte Sauna. Sie war für Männer und Frauen getrennt und umzäunt von einer hohen Wand. Dort konnte man auf dem Sand Sonnenbäder nehmen. Es gab ein Stadion, wo Wettkämpfe durchgeführt wurden. In der Nähe war ein offener überdachter Platz mit langen Tischen und Bänken für Speis und Trank. Last but not least: der Tanzsaal, der ganz und gar in einem Gebäude war, um das Parkett zu schützen. Gelebt hat man in Zelten. Später wurden noch kleine Bungalows gebaut. So ein Häuschen hat Vater auch errichtet. Mit einem Kamin aus Natursteinen, einer Schlafstelle auf einer offenen Veranda und mit Gazefenster, wegen der vielen Mücken. Außen hingen Zeltplanen-Vorhänge gegen Unwetter. In dieser Umgebung haben wir Kinder unsere dreimonatigen Schulferien verbracht. Wir haben schwimmen gelernt, gespielt und an Wochenendfesten teilgenommen. Beinahe vergaß ich die Freiluftbühne zu erwähnen. Es gab auch fast jeden Sommer ein vierwöchiges, organisiertes Camp, wo auch Außenseiter eingeladen wurden. Es gab feste Zeiten für Mahlzeiten, Sport und Spiel. Ein Programm wurde auch vorbereitet, welches dann den Erwachsenen unter großem Beifall vorgeführt wurde. Ich war auch dabei, als „Hauptrednerin“ in der Gymnastikgruppe, Duettgesang usw. So wurden wir zugleich körperlich trainiert und geistig gesund geschult.

Jeder Mensch liebt die Speisen, die die eigene Mutter zubereitet hat. Bis heute esse ich gerne den finnischen Auflauf aus Kartoffeln und Heringen. Schmackhaft ist auch ein Heringssalat mit Möhren, Kartoffeln und roten Rüben. Mutters zubereitete „Pies“ waren wunderbar.

Als Kind habe ich gern Kartoffelbrei gegessen, Spinat habe ich verschmäht. Wenn ich meinen Spinat nicht gegessen habe, hat Mutter ihn mit dem Brei gemischt. Habe ich den dann weiterhin nicht gegessen, hat sie mir zur nächsten Mahlzeit alles wieder vorgesetzt. Heute bin ich ihr dankbar dafür. Auch der verhasste Haferbrei, den ich jeden Tag zum Frühstück essen musste, war richtig und wichtig. Übrigens waren die Schulsandwiches mit Erdnussbutter bestrichen.

Vater baute ein größeres Haus in einer anderen Gegend. Unten waren Wohnzimmer, Speisezimmer und Küche. Im Keller war eine Heißluftheizung. Vom Wohnzimmer führte eine Treppe nach oben, wo wir unsere Schlafzimmer und ein Bad hatten. Ein Chevrolet ersetzte den Ford. Ich ging in eine neue Schule in die 8. Klasse. Aber dann kam die Arbeitslosigkeit. Da war das schöne Haus weg und auch das Auto. Wir siedelten nach Detroit über, wohnten als Untermieter und ich ging wieder in eine neue Schule, in die 9. Klasse. Vater war weiterhin ohne Arbeit. Mutter fand eine Stelle als Hausmädchen bei einem Arzt für fünf Dollar die Woche. Vater und ich kehrten zurück nach Van Dyke, in unser Haus, das nicht mehr uns gehörte. Von Mutters Verdienst lebten Vater und ich. Gas und Strom konnten nicht bezahlt werden, so kochten wir auf einem Petroleumofen. Eine

Petroleumlampe gab uns Licht. Meine Kleidung waren geschenkte Sachen oder von meiner Tante Ida gekauft. Vater versorgte den Haushalt und ich ging zur Schule, in die 10. Klasse. Mutter besuchte uns alle zwei Wochen.

Die Geschwister von Mutter lebten in Kanada, wie ich schon erwähnte. Mit Mutter bin ich öfters dort gewesen. Schon als kleines Mädchen war ich das Blumenmädchen bei der Hochzeit von Mutters Schwester Elli. Diese Tante ist meine gute Fee gewesen, immer bereit zu helfen, wo sie nur konnte. Schöne Erinnerungen sind mir geblieben von der Stadt Port Arthur mit landschaftlich herrlicher Gegend. Als 14-Jährige hatte ich auch die Möglichkeit, eine Autotour von Detroit nach New York und zurück zu machen. Unsere Bekannten, ein kinderloses Ehepaar, hatten mich mitgenommen. Damals habe ich die Niagara-Wasserfälle erlebt und zum ersten Mal New York gesehen. Am eindrucksvollsten war der Aufstieg in die Freiheitsstatue. Ich erinnere mich auch, wie im Central Park die obdachlosen Menschen „gehaust“ haben, in ihren aus Kisten und Pappkartons gebauten Unterkünften. Das war 1932 – die Weltwirtschaftskrise.

Aufbruch nach Sowjetrußland

Seit 1931 waren viele Bekannte, auch Tante Hilja mit Familie, in die Sowjetunion ausgewandert. Es gab eine Werbung von sowjetischer Seite für finnische Arbeiter aus Finnland, Kanada und den USA, um sowjetisch Karelien „auf die Beine zu helfen“.

Massenweise sind Menschen hingefahren, besonders Forstarbeiter. Sie haben Maschinen, Geld, ihr Können und vor allem den Wunsch zu helfen mitgebracht. Trotz der primitiven Lebensverhältnisse dort wurde vieles aufgebaut. Mutter war die treibende Kraft, dass auch Vater zustimmte hinzufahren, zu verlieren hatten sie nichts. In späteren Jahren hat Mutter sich Vorwürfe gemacht, dass sie schuld sei an Vaters frühem Tod. Im November 1933 ging unsere Reise los. Es war die letzte Gruppe dieser Art, die sich auf den Weg in die Sowjetunion machte.

Die Eltern haben sich Geld borgen müssen, um die Reise teilweise zu bezahlen. Und meine Tante Hilja hat mein Ticket finanziert. Die Reise ging von New York aus mit einem schwedischen Schiff nach Göteborg. Mein Wunsch erfüllte sich, das Meer zu erleben. Wir waren sechs Personen an unserem Tisch. Mir hat das Essen immer geschmeckt. Vor allem war es lustig, wenn die Teller auf dem Tisch von einer Seite zur anderen rutschten. Es gab auch stürmische Tage. Im Rhythmus mit dem Hin-und-her-Schaukeln des Schiffes habe ich in der Kabine immer tief geschlafen. Uns Jüngeren gefiel es, am Bug des Schiffes hinunter auf die Wellen zu schauen, um sich dann rechtzeitig herunter zu bücken, wenn eine große Welle über unsere Köpfe hinweg auf das Deck brauste. Nachher musste man das Salz vom Gesicht gründlich abwaschen.

Da gab es einen Schiffsjungen, etwa 19 Jahre alt, der mir öfters auffiel, wenn er mit seinem Eimer auf dem Deck entlang ging, um herumliegende Dinge aufzuheben. Er gefiel mir und das beruhte auf Gegenseitigkeit. Nur eine gemeinsame Sprache hatten wir nicht, er war Deutscher. Manchmal standen wir stundenlang an Deck und schauten uns an. An dem Tag, als wir in Göteborg das Schiff verließen, kam er mit einem, der etwas Englisch sprach und bat um die Adresse unseres Hotels, um sich mit mir zu treffen. Im Hotel besuchte er uns dann abends. Wir haben uns im Hotelzimmer Fotos angesehen. Anschließend gingen wir spazieren. Mutter war natürlich dabei, aber es regnete und so wollte Mutter bald zurück. Am Hoteleingang ging Mutter weg und ich blieb noch, um mich kurz zu verabschieden. Als mein Matrose mich küsste (mein erster Kuss), lief ich davon. Von diesem Kuss war ich nicht begeistert. Im Zimmer wusch ich sogar gründlich meinen Mund. Wir gingen zu Bett, doch plötzlich klopfte ein Hoteldiener, der im Namen

meines Matrosen zwölf rote Rosen und eine große Schachtel Pralinen für mich überreichte, meine ersten Rosen, ich war knapp 16 Jahre alt.

Ich möchte hier über ein Schicksal erzählen, über Gertrud, eine von unseren sechs Tischgenossen. Sie war vielleicht ein Jahr jünger als ich, ein hübsches Mädchen. Leider starb ihre Mutter ein halbes Jahr später an einer Grippe in Petrosawodsk⁹, wo wir wohnten. Als die stalinistische Verfolgung begann, verschwand ihr Vater auf Nimmerwiedersehen. Ich traf sie einige Jahre später 1937 in Leningrad (als ich Studentin war) bei einem Ehepaar (eine Finnin und ein Russe), die hatten sich um sie gekümmert. Gertrud spielte Xylophon und wurde von einem bekannten jüdischen Orchesterleiter aus Moskau entdeckt. Später wurde sie seine Frau. Glücklicherweise kam sie mir aber nicht vor. Sie war jünger und wurde von ihm und seinen Verwandten bevormundet. Sie bekam einen Jungen und später erfuhr ich, als Amerikaner während des Krieges in Moskau waren, wollte sie mit ihrem Jungen im Koffer ausreisen. Sie ist dann aber ohne ihren Jungen in die USA zurück. Wie mag ihr Leben wohl jetzt aussehen?

Von Göteborg nahmen wir ein sowjetisches Schiff nach **Leningrad**, dann ging die Reise per Bahn weiter nach **Petrosawodsk**. Tante Hilja war am Bahnhof, um uns zu begrüßen. Die Stadt war für mich eine neue Welt, auf den schlechten lehmigen Straßen liefen Menschen und Ziegen. Die Häuser waren versteckt hinter undurchdringlichen Zäunen und Toren. Die neuen Häuser waren Baracken. Es gab auch alte Gebäude aus der Zarenzeit, gelb getönt mit weißen Fensterläden. Unsere Unterkunft war in so einer Baracke. Wir hatten ein Zimmer und eine gemeinsame Küche. Das einzige was mir von dieser Wohnung in Erinnerung geblieben ist, sind die unzähligen Kakerlaken in der Küche, die auf den frischen und warmen Wänden hochstiegen, um sich dann von der Decke aus in die Suppe fallen zu lassen. Wegen der Schule habe ich allerdings dort nicht gewohnt, sondern bei meiner Tante Hilja. Mitten in der Stadt hatte meine Tante eine richtig moderne Wohnung.

Die andere Welt

Später erhielten die Eltern eine Dreizimmerwohnung in der Nähe der Stadt für zwei Familien. Wir hatten die hinteren zwei Zimmer. Das letzte Zimmer, mein Schlafzimmer, war ohne Fenster. Das Hauptzimmer diente uns als Schlaf-, Wohn- und Speisezimmer (klein, aber fein). Vater war erfinderisch. Das elterliche Bett wurde am Tag an die Wand geklappt und es entstand eine Sitzbank. Vom kleinen Geschirrschrank, den Vater baute, wurde die Schublade herausgenommen, eine Platte, die mit Türangeln an der kleinen Schrankwand angelehnt war, wurde daraufgelegt, das war unser Tisch. Gekocht wurde nebenan beim Nachbarn. Es war ein Ehepaar mit Tochter, die in meine Klasse ging. Wir haben gut zusammengelebt. Leider wurde ihr Vater eines Tages vom KGB¹⁰ weggeholt, ich weiß nicht mehr, ob er jemals zurückkehrte. Die Tochter studierte später Mathematik und Physik an der Uni in Leningrad. Während der Leningrader Blockade 1941-42 gelang es ihr, hochschwanger nach Hause zu kommen, sie starb jedoch bei der Geburt ihres Kindes.

Noch zur Wohnung: Es gab keine Wasserleitung. Man musste das Wasser von einer Pumpe weiter weg vom Haus holen. Auch die Toiletten waren draußen, etliche in einer

9 Petrosawodsk: Hauptstadt der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik Karelien

10 Russische Abkürzung für das Komitee für Staatssicherheit, wie der sowjetische Innen- und Außengeheimdienst von 1954 bis 1991 hieß. Vorher gab es andere Bezeichnungen. Die korrekte Bezeichnung für die hier geschilderte Zeit wäre NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten).

Reihe nebeneinander mit Schloss und Riegel – anders ging es nicht. Einmal als Vater auf der Baustelle des alten Schlosses¹¹ einen alten und sehr großen Schlüssel fand, band er eine Holztafel daran und hängte sie an die Wand. Auf die Tafel schrieb er Scheißhausschlüssel.

Und jetzt zur **Schule**: Obwohl ich in den USA in der 12. Klasse der High School war, genügte meine Kenntnisse in einigen Fächern nicht. Der Unterricht war auf Finnisch. Obwohl ich fließend Finnisch sprechen, schreiben und lesen konnte, hatte ich mich früher nie mit der Grammatik befasst. Von Chemie hatte ich keine Ahnung und Physik hatten wir wenig gehabt. Ich kam in die 8. Klasse der zehn Klassen umfassenden Schule. Nun musste ich Physik und Chemie für die 7. Klasse selbstständig nachholen. Es gelang mir einigermaßen, jedoch ist bis heute eine Lücke in meiner Bildung geblieben. Natürlich hatten wir auch Russisch, aber es kam nicht viel dabei heraus. Erst im Umgang mit einem Freund aus der russischen Schule habe ich dann etwas von der Sprache mitbekommen. In der 10. Klasse hatten wir Chemie sogar auf Russisch. Der Lehrer war Russe. In der Schule hatte ich natürlich viele Freunde, denn außer meiner Cousine Sylvia waren noch andere Schüler aus Detroit. Es waren auch einheimische karelische Jugendliche hier, die im Internat wohnten. Eine Tatjana ist mir in besonderer Erinnerung geblieben. Sie konnte gut Mandoline spielen und da ich von meiner verstorbenen Mutter so ein Instrument hatte, habe ich es ihr geschenkt. Von ihrem Schicksal habe ich erst im vergangenen Jahr aus einem Zeitungsartikel erfahren, den man mir aus Petrosawodsk schickte. Im 2. Weltkrieg war sie an der finnischen Front als Kundschafterin und ist im Einsatz erschossen worden. Von meinen Schulkameraden aus der 10. Klasse ist kaum jemand übrig geblieben. Ich habe keine Verbindung mehr. Und so kann ich nur immer die Menschen beneiden, die Klassentreffen haben. Es gab auch Veranstaltungen in der Schule, die meistens mit so einem „pirp-leikki“ endeten. Man ist im Kreis Hand in Hand gelaufen, in eine Richtung und dann in die andere. Dabei wurde gesungen, so wie in uralten Zeiten. Außerhalb der Schule sind wir auch tanzen gegangen. Wir sind immer gelaufen. Es gab keine Autos und Busse. Manchmal sind wir im Winter kilometerweit zu Fuß gelaufen. Auch Sport hatten wir in der Schule, hauptsächlich Gymnastik. Das Skifahren habe ich mir selbst beigebracht. Gern bin ich allein in tiefverschneite Wälder gefahren, allerdings nur Langlauf. Einmal habe ich eine 30 Kilometer lange Tour mit einem russischen Freund gemacht, mit einer Pause von 15 Minuten. Hier suchte ich meine Eltern auf, die in einem Waldgebiet Holz für den Winter machten. Am Ende war ich so kaputt, dass ich etwa 150 Meter von unserer Wohnung entfernt die Ski abgeschnallt und den restlichen Weg zu Fuß gegangen bin.

Petrosawodsk liegt am **Onegasee**, an einer Bucht. An die andere Seite der Bucht kommt man nur mit dem Schiff. Dort hatten viele Finnen kleine Wochenendhäuser, wobei auch die Sauna nicht fehlte. Dort gab es viele Pilze, Heidelbeeren, Preiselbeeren und Moosbeeren. Die letzteren (schön groß und rot) wachsen auf einem Moosteppich in feuchten Gebieten. Die Heidelbeeren hat man eingeweckt, Preiselbeeren in Holzbottichen gestampft und frieren lassen. Solche Heidelbeeren habe ich später nie gesehen. Die Sträucher waren so hoch, das man sich nicht bücken brauchte. Die Beeren selbst waren auch sehr groß und reichlich.

Nach **Beendigung der 10. Klasse** wollte ich eine pädagogische Hochschule in Leningrad besuchen. Die Aufnahmeprüfungen in Russisch und Russische Literatur habe ich nicht bestanden. Aber ich gab nicht auf und es gelang mir in einer neuen Schule als Laborantin zu arbeiten. Physik, Chemie und Biologie hatten Kabinette mit vielen neuen

¹¹ Um welches Schloss es sich handelt, konnte nicht herausgefunden werden.

Unterrichtsmitteln. Meine Aufgabe war es, diese Kabinette in Ordnung zu halten und den Lehrern die Unterrichtsmittel vorzubereiten. Ich muss schmunzeln, wenn ich an Chemie denke. Der Lehrer war mein ehemaliger Chemielehrer, der nur Russisch sprach, ziemlich jung war und mir eine 3 für meine Leistung gegeben hatte, obwohl er bestimmt nicht davon überzeugt war – ich vielleicht auch nicht. Und jetzt sollte ich für seinen Unterricht verschiedene Vorbereitungen treffen. Meistens hat er es selbst gemacht, mit einer unterdrückten Bemerkung, ich könnte es doch nicht.

Das Jahr verging und ich hatte in dieser Zeit zwei Heiratsanträge bekommen. In den einen Herrn war ich sogar ein wenig verliebt (die beiden jungen Männer sind später im Krieg gefallen). Ich wollte aber unbedingt studieren. Im Jahre 1937 hat man in Leningrad ein **neues Institut für Fremdsprachen** eröffnet. Dafür wurde ein zweimonatiger Vorbereitungskurs organisiert. Ich bewarb mich und wurde angenommen. Während der Vorbereitung erfuhr man von meinen englischen Sprachkenntnissen, so dass ich bei der Aufnahmeprüfung in Russisch und Literatur wieder durchfiel.¹² Man hat mich trotzdem immatrikuliert. Ein halbes Jahr war ich vom Englischunterricht befreit. Ich sollte mich dafür intensiv mit Russisch befassen.

Mein Studentenleben

In **Leningrad** eröffnete sich für mich eine neue Welt. Es war nicht nur die russische, sondern auch europäische Geschichte und Kultur, die ich kennen lernte. Vieles verdankte ich einem begabten jungen Mann. Er war vier Jahre älter als ich, studierte Geschichte (an einem anderen Institut) und stammte aus Krasnojarsk (Sibirien). Sein Vater war Bankdirektor und wurde unter der stalinistischen Verfolgung verhaftet. Der junge Mann half mir in den Fächern Russisch und Literatur. Öfters hat er mich durch die Eremitage und andere Museen geführt und von den Malern und Gemälden erzählt. Ein Bild von Tizian („Die Heilige Familie“) ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Auf diesem Bild ist Josef ohne Bart. Die Erklärung, die mir Kostja M. (Konstantin) gab, war, Josef wäre ein Eunuch. Mir gefielen diese Werke der Alten Meister sehr, aber mein liebstes Bild ist immer noch Aiwasowskis¹³ „Die letzte Woge“. Da die Werke alter Meister viel mit römischer Mythologie verbunden sind, besuchte ich im 2. Semester eine Vorlesung darüber. Der Dozent hat sein Fach leidenschaftlich geliebt. Diese Vorlesungen haben mir auch meine Kenntnisse über die Sternbilder, die ich in meiner Kindheit auf der Veranda unseres Hauses bei Dunkelheit, mit Buch und Lampe am Himmel ausfindig gemacht habe, wie Orion, Kassiopeia und dergleichen, erweitert. Bei diesen Dozenten habe ich auch ein Semester Latein gehabt, als Ergänzung zu meinen Lateinkenntnissen aus den USA. Kostja gab Unterricht beim Feuerwehrpersonal im Kleinoperntheater und dafür bekam er freie Eintrittskarten. Natürlich auf den oberen Rängen. Durch ihn habe ich die Oper kennen und lieben gelernt. Ich war allerdings von der beliebten Carmen enttäuscht. Die hatte ich mir zierlicher vorgestellt. Meine liebste Oper ist bis heute „Eugen Onegin“. Damals habe ich auch viel gelesen. Besonders historische Romane sagten mir zu. Damals hörte ich die Namen von Goethe und Schiller zum ersten Mal. Ehrlich gesagt, bis heute habe ich noch nichts von ihnen gelesen, da ich Deutsch in der Schule nicht gelernt habe.

Außer Kostja hatte ich noch einen Freund, Slawa. Er war ein Jahr jünger als ich und lebte mit seiner Mutter und Großmutter. Sein Vater, ein Professor, war schon verstorben. Mit

¹² Sandros meint wohl, dass sie wegen als Immigrantin aus dem englischsprachigen, kapitalistischen Ausland diskriminiert wurde.

¹³ Iwan K. Aiwasowski (1817-1900) war ein russisch-armenischer Maler der Romantik.

ihm ging ich ins Kino, zum Tanzen und unternahm Ausflüge in die Umgebung der karelischen Landenge. Er hatte Freunde unter den Esten und Finnen. Einmal waren wir im Winter unterwegs mit Skiern. Bei seinen Bekannten haben wir uns oben auf einem russischen Ofen ausgeruht. Es war herrlich warm. Wir waren jung und er konnte schön küssen. Damals haben wir dort übernachtet. Im Sommer haben wir in der Gegend Spaziergänge gemacht und waren auch schwimmen. Mit ihm habe ich den herrlichen Park von Katharinas Sommerresidenz kennen gelernt, sowie die Wasserspiele von Peterhof. Ich war damals noch unberührt und während unserer Freundschaft hat er niemals versucht mich zu verführen, obwohl er es gern getan hätte. Slawa ist als Partisan im Kampf gegen die Deutschen während der Leningrader Blockade gefallen. Kostja lebt vielleicht noch. Vor etwa 10 Jahren gelang es mir seine Adresse in Leningrad zu bekommen. Er hat aber auf meinen Brief nicht geantwortet.

Außer den Vorlesungen und den üblichen Vorbereitungen für die Hochschule, die ich meistens im Lesesaal der staatlichen Bibliothek machte, nahm ich mir auch Zeit fürs Schwimmen. Ich wurde Mitglied der Sportgemeinschaft „Utschitjel“ (Lehrer) und ging zweimal in der Woche ins Hallenbad zum Training. In den drei Jahren dort habe ich oft an Wettkämpfen teilgenommen und war sogar 1939 in Moskau bei den Allunionswettkämpfen dabei. Ich bin Kraul geschwommen und war in längeren Strecken ganz gut. Auch das Unterwassertauchen gelang mir. Als 27-Jährige bin ich einige Male nach Einspringen 50 Meter unter Wasser getaucht. Es musste im Frühjahr 1940 gewesen sein, als ich bei Schwimmwettkämpfen ein großes Radio als Preis gewonnen habe. Das habe ich meinen Eltern gegeben. Die Freude war aber nur von kurzer Dauer, denn als der Krieg mit Deutschland begann, hat man es konfisziert.

Es gab im Institut auch die Sportgemeinschaft „Alpinist“. So wie ich einst von weiten Meeren geträumt hatte, träumte ich auch von den höchsten Bergen. Ich trat dieser Sportgemeinschaft bei. Wir wurden von Bergsteigern unterrichtet und führten an Wochenenden praktische Übungen außerhalb Leningrads in passender Gegend durch. Schließlich, im August 1939, kam der Tag, an dem ich in den Kaukasus fuhr. Wegen der Allunionswettkämpfe im Schwimmen konnte ich mit unserer Gruppe nicht mitreisen, aber ich folgte einige Tage später allein. Vom Zug aus kletterte ich hinten auf das Lastauto und dann fuhren wir durch die Baksanschlucht in Richtung Elbrus¹⁴. Die Straßen waren schlecht und es gab hinten keine Sitzgelegenheit, aber die herrliche Landschaft - damals noch unberührt - entschädigte mich für die Unbequemlichkeit. Unser Lager befand sich etwa 12 Kilometer vom Fuße des Elbrus. Wir wohnten in großen Zelten, die auf Holzfußböden aufgebaut waren, natürlich Männer und Frauen getrennt. Gewaschen haben wir uns im eisigen Wasser des Baksan-Flusses. Unser Lager befand sich auf etwa 2000 Meter Höhe. Am Anfang haben wir ziemlich viel an Durchfall gelitten, entweder lag es am Höhenunterschied oder am Hammelfleisch. Jeden Tag gingen wir klettern. Die Umgebung war wunderschön, die unberührte Natur und die fernen gletscherbedeckten Berge. Dann in der dritten Woche bereiteten wir uns zum Aufstieg auf den 3400 Meter hohen Berg „Kaku-tai-Baschi“¹⁵ vor. Wir waren etwa 30 Personen, ausgerüstet mit Rucksäcken. Die Männer trugen etwa 25 Kilogramm und die Frauen 15. In den Rucksäcken befanden sich Schlafsäcke sowie Lebensmittel. Gekleidet waren wir in Trainingsanzügen und passenden Schuhen und jeder hatte seinen Pickel. Am Nachmittag sind wir aufgebrochen, um auf einem Schneeplateau zu übernachten und dann in der Frühe den Gipfel zu ersteigen. Mühsam war der Weg hinauf,

¹⁴ Mit 5642 Metern Höhe der höchste Berg des Kaukasus.

¹⁵ Dieser Berg konnte nicht lokalisiert werden. Möglicherweise ist der Berg Cheget Bashi (3500 Meter Höhe) gemeint.

stundenlang erst durch den Wald, dann über die Wiesen bis zum Bereich der Gletscher. Je höher wir kamen, umso mehr schienen die verschiedenen Bergspitzen greifbar zu sein. Es war, als ob man den Elbrus umarmen konnte. Zuweilen überquerten wir Stellen, an denen das Wasser hinunterströmte oder hundert Meter tiefe große Eisspalten in nächster Nähe waren. Der Aufstieg verlief ohne Schwierigkeiten. Klettern (d. h. mit Seil auf einer steilen Wand) brauchten wir nicht. Die Übernachtung auf dem Plateau war weniger angenehm. Ich teilte meinen Schlafsack mit einer Frau, die zehn Jahre älter als ich war. Sie war auf ihre Bequemlichkeit bedacht. Man fror auf der Seite, auf der man lag. Jeder von uns versuchte sein Bestes daraus zu machen. Das Ergebnis: Aus dem Schlaf wurde fast nichts. Einige sind die ganze Nacht herumgelaufen und haben Schnee gegessen. Auf dem Plateau war es nicht leicht zu laufen, der Wind und die Sonne hatten große Schneelawinen gebildet, wie Wellen auf dem Meer. In der Frühe sind wir dann an unser Ziel gelangt. In der Ferne waren ein Gletschersee und eine lange Kette von schneeweißen Bergspitzen. Das werde ich nie vergessen. Mein Traum von hohen Bergen war erfüllt. Vor unserer Abreise einen Tag später bin ich alleine ein Stück in die Berge gegangen und habe mit Tränen Abschied vom Kaukasus genommen. Aber noch zum Abstieg: Beim Bergsteigen gibt es vier Punkte der Berührung - die zwei Hände und Füße. Unser Abstieg folgte hauptsächlich auf dem fünften. Punkt - dem Po. Es war nicht die feinste Art, aber die schnellste. Ohne Zwischenfälle erreichten wir unser Lager am Nachmittag. Abends gab es dann ein gemütliches Zusammensein bei Essen und Rotwein. Es ergab sich, dass ich mit dem Leiter unserer Leningrader Gruppe, der in mich verliebt war, einen schönen Abend verbrachte. Vielleicht war der Wein daran schuld, jedenfalls entwickelten wir Gefühle füreinander. Später in Leningrad hat er mir einen Heiratsantrag gemacht. Er war nicht verheiratet, aber eine junge Frau erwartete ein Kind von ihm. Eine Freundin von ihr beruhigte sie, dass sie meinerseits nichts zu befürchten hätte. So war es auch.

Während der drei Jahre des Studiums lebte ich im Internat, das war im Gebäude der Hochschule untergebracht. Die Hochschule befand sich unweit der Newa, im Stadtteil Smolny, an der Endhaltestelle der Straßenbahn. Es war nur ein Katzensprung zum berühmten Smolny, von wo aus Lenin die Revolution führte. Unsere Hochschule war die ehemalige Schule für adlige Mädchen. Wir waren sechs Mädchen im Zimmer. Außer einem Bett hatte jeder eine „Tumbotschka“ (Nachtisch). Ich erwähnte, dass wir unsere Lebensmittel darin gehalten haben, doch manchmal kam es vor, dass ich nichts mehr zu essen hatte, wenn ich abends zurückkehrte. Die Mädchen, die nichts mehr zu essen hatten, bedienten sich dort, wo es was gab. Neben meinem Stipendium erhielt ich Geld für privat erteilten Englischunterricht. Ich kaufte ein und stellte alles auf den gemeinsamen Tisch, so dass die Mädchen in der Zukunft meinen Schrank in Ruhe ließen. In der Zeit 1937 bis 1940 gab es alles in den Lebensmittelgeschäften zu kaufen, bis hin zu Cremetorten, Schokolade und Kaviar. Doch die Studenten hatten nicht viel Geld. Ich weiß von einer Studentin, die eine Woche lang von fünf Rubeln gelebt hat. Es gab heißes Zuckerwasser und Schwarzbrot früh und abends. Mittags eine Suppe zu 25 Kopeken. Vom Stipendium mussten die meisten auch ihre Kleidung finanzieren. Das Mittagessen gab es oft im nahe gelegenen vegetarischen Speisesaal. Gleich nach einigen Monaten des Studentenlebens kam die Feier der Oktoberrevolution. In einem Zimmer neben unserem lebten drei Studenten. Sie hatten drei Mädchen aus unserem Zimmer eingeladen mit zu feiern. Ich gehörte auch dazu. Auf dem Tisch hatten sie Speck, Zwiebeln und Schwarzbrot und zum Trinken einen hellen Rotwein.

So dachte ich, es war aber Wodka mit einem Fruchtgetränk. Das wurde uns zum Verhängnis. Elend kehrten wir in unser Zimmer zurück und gingen ins Bett. Uns war so

übel, dass die anderen Mädchen uns abwechselnd Waschschüsseln bringen mussten. Einen Monat lang habe ich weder Speck noch Eau de Cologne riechen können. Es war das erste Mal, aber nicht das letzte Mal und später habe ich mir zu helfen gewusst, nämlich mit zwei Fingern in den Rachen, um das Böse heraus zu bekommen.

Wodka habe ich eigentlich bei einem kinderlieben Ehepaar trinken gelernt. Ich hatte sie schon erwähnt, ein Finne und eine Russin. Sie war Schneiderin und als arme Studentin wurde ich sonntags oder feiertags bei ihnen aufgenommen. Die Hausfrau war eine ausgezeichnete Köchin. Das Essen fing an mit verschiedenen Vorspeisen und Wodka und dauerte ein bis zwei Stunden. Einige Vorspeisen waren zum Beispiel selbst eingesalzene Pilze, die dann kleingeschnitten mit Sonnenblumenöl und Zwiebeln angerichtet wurden. Dann gab es nach jüdischer Art zubereiteten Fisch. Der frische Fisch wird entgrätet und aus der Haut entfernt. Dann dreht man ihn durch den Fleischwolf mit eingeweichem Weißbrot, Zwiebeln und Gewürz gemischt und die fertige Masse wird in die Fischhaut eingenäht. Danach wird der Fisch in der Backröhre gegart. Auch der zubereitete Gänsehals war vortrefflich. Es gab Kaviar, geräucherten Fisch, kalten Braten. Weniger gab es Wurst und Butter und nicht zu vergessen das schmackhafte Schwarzbrot. Seit wir in der Sowjetunion lebten, war Mutters Leiden von Verstopfung verschwunden, ja, das liebe gute Schwarzbrot. Nach den Vorspeisen kam eine kräftige Brühe, Geflügel oder Braten, Nachtisch und anschließend ein guter Kaffee, dazu Cremetorte oder Pralinen. Ich war immer so satt, das ich mich nachher nicht mehr bewegen konnte. Es hat mir aber gefallen und ich dachte, eines Tages würde ich es in meinem Heim auch so machen. Jetzt, da ich es mir leisten könnte, muss ich auf die Pfunde achten! Einmal lernte ich von der Hausfrau einen Spruch, den man scherzhaft sagt, wenn jemand niest. Ich verstand die Bedeutung nicht ganz. Und so passierte es, als dort eine Kundin zum Anprobieren eines neuen Kleides da war und nieste, so sagte ich zum Entsetzen der Hausfrau: „Sei gesund wie eine Kuh und fruchtbar wie ein Schwein.“

Eine Fremdsprache lernt man am besten im Lande, wo die Sprache gesprochen wird. So kam es, dass ich im Russischen Fortschritte machte. Am Ende des 2. Semesters hatten wir in Russisch außer einer mündlichen Prüfung auch ein Diktat. Aus über 100 Diktaten waren 16 sehr gut und meins war darunter. Dabei wusste ich nicht einmal, was ich schrieb. Aber die Aussprache des Professors war deutlich und die grammatikalischen Zusammenhänge waren so verständlich, dass ich gut zurechtkam. Auch die mündliche Prüfung bestand ich ausgezeichnet. Englisch war natürlich kein Problem. Dann hatten wir als Prüfungsfach sehr umfangreich Weltgeschichte. Ich hatte Bammel, denn nicht nur meine Kenntnisse waren mangelhaft, Russisch sprechen konnte ich immer noch nicht gut. Der Professor wollte zeigen, dass er Englisch beherrschte, und ich durfte auf Englisch vortragen. Dabei hat er mir noch das Thema „Der Freiheitskampf zwischen den nördlichen und südlichen Staaten in Amerika“ gegeben. Auch die zusätzliche Aufgabe bezog sich auf das gleiche Thema, was zum Ergebnis führte, dass ich die Prüfung ausgezeichnet bestand. In den sechs Semestern habe ich nur in Marxismus-Leninismus gut bekommen, in allen anderen Fächern sehr gut. Ich merkte, man hat Rücksicht auf mein Russisch genommen. In Psychologie empfand die Dozentin meinen Akzent sogar angenehm. Mit meiner amerikanischen Aussprache in Englisch musste ich mir Mühe geben, um etwas Oxford-Englisch zu sprechen, was mir nicht besonders gelang. Heute noch hört man, dass ich Amerikanerin bin.

Sowjetische „Säuberungen“

In den Semesterferien besuchte ich meine Eltern und erfuhr von den stalinistischen Repressalien gegen unsere Finnen¹⁶. Von den ersten Männern, die man geholt hatte, hat man nie wieder etwas gehört. Die Verhaftungen erfolgten meist nach Mitternacht. In den Sommermonaten gingen die Menschen nicht schlafen, sondern warteten mit ihren Säcken fertig gepackter Kleidung. Es gab einen 16-jährigen Jungen, den man wieder frei ließ, weil er beim Verhör alle Beschuldigungen, Agent zu sein, bejahte, um nicht geschlagen zu werden. Man wusste, dass er keiner war. Einen Geiger des Theaterorchesters hat man beim Schließen einer Tür die Finger gebrochen. Die Verhöre waren unbegründet. Ohne gerichtliche Verhandlung kamen die Menschen in Arbeitslager. Unser Nachbar in unserer gemeinsamen Wohnung verschwand auf diese Weise. Der Vater meiner Freundin wurde auch geholt und kehrte 1945 nach Hause zurück, um zu sterben. Damals durfte man kein Finnisch mehr sprechen. Schulen und Theater wurden für finnischsprachige Menschen geschlossen. Diesmal blieb Vater unbehelligt. Um Ruhe vor diesen Ängsten zu haben, sind die Eltern einige Zeit auf eine Insel im Onegasee gezogen, wohin sich auch andere ihresgleichen zurückgezogen hatten. Die Lebensmittelversorgung war dort schlecht, doch da es in Leningrad alles gab, habe ich ihnen etliche Pakete geschickt. Mutter erzählte später, dass sie wie kleine Kinder voller Freude und Überraschung die Pakete öffneten. Im Sommer 1940 habe ich die Eltern abgeholt und zurück nach Petrosawodsk begleitet. Damals war ich der Ansicht, dass Stalin von dem allem nichts wusste. In späteren Jahren wurde ich eines Besseren belehrt.

Heute kehren viele Juden der Sowjetunion den Rücken. Damals empfand ich, dass sie gut dort lebten. Aus allen Gegenden holten sie ihre Verwandten, um in Moskau und Leningrad zu wohnen. Vielleicht war der Hass der Russen gegen sie größer, als ich dachte. Ich erinnere mich an etwas, das geschah, als ich das erste Mal 1934 mit der Klasse in Moskau war. Auf dem Platz „Krasnaja Presnja“ hat die erste Revolution 1905 stattgefunden. Viele Menschen wurden damals umgebracht. Das erzählte uns eine Reiseleiterin und dabei zeigte sie auf die neugebauten Häuser in der Ferne, wo die Erben der Revolution lebten. In der Nähe saß ein älterer Mann auf einer Bank. Er hatte zugehört und sagte: „Die, die dort wohnen, haben die Revolution nicht gemacht!“ Eine kurze Zeit danach besuchten wir eine von den Wohnungen. Diese war von einer jüdischen Familie sehr schön eingerichtet, auch ein Klavier war vorhanden. Auch Kostja mochte die Juden nicht, ebenso wenig Matrosen und Georgier. Ich mag das Wort „hassen“ nicht und habe keine solchen Gefühle. Wenn ich jemanden nicht mag, dann gehe ich ihm aus dem Weg. Wir leben in einer großen Familie auf dieser Erde und man muss tolerant sein. Mir ist eingefallen, dass ich eine jüdische Freundin in Detroit hatte. Einmal war ich zu Besuch bei ihr zu Haus und es gab ein Gericht aus Thunfisch, Tomaten und Knoblauch. Es war wunderbar und ich esse das noch heute gern.

In den USA nahm ich am politischen Leben teil, obwohl ich noch so jung war. Doch hier in der Sowjetunion, wo so viel Internationalismus propagiert wurde, hat man mich nicht akzeptiert. Ich war keine Russin, sondern eine Finnin und noch dazu eine Amerikanerin. Ich war Mitglied des Komsomol, aber das war auch alles. Im Winter 1939/40 hat man uns Komsomolzen eine Aufgabe erteilt. Wir mussten Einberufungen aushändigen. Dabei sind wir zu zweit in der Nacht und zu Fuß zu verschiedenen Wohnungen gegangen. Wir

¹⁶ Gemeint sind die aus den USA eingewanderten Finnen.

mussten die Männer aus dem Bett holen. Am nächsten Tag begann der Krieg mit Finnland.¹⁷

Der Krieg hatte noch nicht lange begonnen, als eines Tages eine finnische Freundin, die an unserer Hochschule studierte, mit mir ins Zimmer des Direktors gerufen wurde. Dort sprach uns eine Frau an, ob wir nicht was fürs „Vaterland“ tun wollten, natürlich wollten wir. So wurden wir mit einigen anderen Mädchen, die wir teilweise aus Petrosawodsk kannten, zusammengebracht. Wir sollten zu Funkerinnen ausgebildet werden und dann als Kundschafter an die Front gehen. Nun das war mal was anderes. Als junger Mensch war man bereit das mitzumachen. Zu unserer Ausbildung kam noch Fallschirmspringen dazu. Es wurde eine kurze Ausbildung durchgeführt, die mit zwei Sprüngen aus einem Doppeldecker aus 800 Meter Höhe endete. Noch heute besitze ich mein Zeugnis mit Abzeichen. Damals erhielt jeder sogenannte „GST“-Springer¹⁸ nach dem ersten Sprung solch ein Abzeichen. Bevor die Ausbildung fertig war, war der Krieg zu Ende. Finnland musste Zugeständnisse machen. Meine Freundin und ich kehrten an die Hochschule zurück. Wir beendeten unser 6. Semester.

Nach den Semesterferien ging das Studium weiter. Nach wie vor benutzte ich den Lesesaal in der Stadtbibliothek zum Studium. Es gefiel mir sehr, dass dort so eine Ruhe herrschte. Eines Tages lernte ich einen Jurastudenten von der Uni namens Grimschadow kennen. Er gefiel mir und wir trafen uns öfters. Dann bin ich einmal über Nacht in seinem Internatszimmer geblieben. Es war meine erste intime Beziehung. Ich frage mich jetzt, war es Neugier oder die Tatsache, dass ich noch keinen Mann gehabt hatte, dass ich bei ihm blieb. Eine leidenschaftliche Liebe war es auf keinen Fall. Dann wurde er in die Armee eingezogen. Er sagte, er müsse fort und wollte mich heiraten, aber als amerikanische Finnin stand ich seiner Karriere im Wege. Er ging, dann hörten wir von der Besetzung Lettlands, Estlands und Litauens.¹⁹ Es war mir klar, dass sein Weg dorthin geführt hatte. Jahre später erfuhr ich, dass er mich Ende des Kriegs in unserem Institut gesucht hat.

Etwa im Oktober 1940 wurde ich nochmals von derselben Frau aufgesucht, die uns für die Funkerausbildung geworben hatte. Diesmal hat sie nur mich angesprochen, damit ich mit einer Aufgabe nach Finnland gehe. Ich sagte zu, weil ich meine Treue gegenüber dem Staat zeigen wollte. Vielleicht war auch Abenteuerlust dabei. Ich meinte, was andere können, kann ich auch. Und letztlich hatte ich meiner Tante Hilja gesagt, ich wäre verheiratet und ginge zu meinem Mann Grischa. Meinen Eltern habe ich die Wahrheit gesagt und es führte zu 14 Jahren Trennung von Mutter, Vater sah ich nie wieder.

Einsatz für das „Vaterland“

Anfang November 1940 wurde ich nach Moskau gebracht. Außerhalb der Stadt in einem kleinen Waldstück waren einige Häuser, wo die Ausbildung von Kundschaftern erfolgte. Ich glaube, ich war über einen Monat dort. Hauptsächlich lernte ich mit einem Funkgerät umzugehen. Auch die Morsezeichen wurden mir beigebracht. Eines Tages sagte man mir, dass ich nicht nach Finnland, sondern nach Deutschland gehe, mit meinem „angeblichen“ Ehemann. Das gefiel mir nicht. Außerdem konnte ich kein Wort Deutsch.

¹⁷ Gemeint ist der sowjetisch-finnische Krieg („Winterkrieg“) vom 30. November 1939 bis zum 13. März 1940, als dessen Ergebnis Finnland erhebliche Gebiete Kareliens an die Sowjetunion abtreten musste.

¹⁸ Wahrscheinlich meint Sandros die DOSAAF (dt. Übersetzung der Abkürzung: Freiwillige Gesellschaft zur Unterstützung der Armee, der Luftstreitkräfte und der Flotte). Die GST (Gesellschaft für Sport und Technik) war die entsprechende Massenorganisation in der DDR.

¹⁹ Die drei baltischen Staaten wurden 1940 von der Sowjetunion annektiert.

Im Institut hatte ich ein Semester Französisch zusätzlich gemacht. Aber ich war nicht diejenige, die von einem neuen Weg zurückweicht. Vor meiner Abreise nach Tallinn wurde mir ein Code zugewiesen, der mit Hilfe eines Reklameheftes zusammengestellt war. Ich habe übrigens in diesem Ausbildungsort kaum andere Menschen gesehen.

Es gab einen Aufenthaltsraum, wo ich einige chinesische junge Männer bei ihrem einheimischen Brettspiel gesehen habe. Dann habe ich an einem Tisch ein paarmal mit einem Deutschen gespeist. Das habe ich nicht vergessen, weil er erwähnte, dass ich schöne Hände habe. Das hat mir keiner jemals gesagt, außer meine Mutter.

Vor meiner Abreise gab es ein Abschiedsessen im kleinen Kreise. Es waren der Mann, der für mich verantwortlich war, seinen Namen weiß ich nicht mehr (nur, dass wir ihn Iwan nannten) und noch ein Ehepaar dabei.

Mit Iwan fuhr ich nach Estland. Dort hat er mich in einem Hotel namens „Der goldene Löwe“ untergebracht. In den nächsten Tagen bekam ich neue Kleidung und dann hat Iwan mich einige Zeit allein gelassen. Ich lernte die schöne Stadt kennen, ging viel spazieren und kaufte Material für Handarbeiten, die ich aus Langeweile in meinem Hotelzimmer machte. Im Hotelrestaurant gab es vorzügliches Essen. Ich ließ es mir schmecken. Es war was anderes, als ich jahrelang gewohnt war. Eines Tages war es soweit. Iwan war zurückgekehrt. Mein „Lebenskamerad“²⁰ Emil wurde mir vorgestellt. Er war Sudetendeutscher, der sich in die Sowjetunion abgesetzt hatte und dann in Leningrad ein Hochschulstudium an der Sportschule 1934-1938 absolviert hatte. Er war ein guter Turner, besonders am Seitpferd. Doch ich wusste nicht, wie er nach Tallinn gekommen war. Später, als wir uns auf Russisch unterhielten, erfuhr ich, dass man ihn zwei Jahre vor Beendigung seines Studiums vor die Wahl gestellt hat, entweder das Studium zu beenden oder die dem Staat Gefälligkeit zu erweisen, sich als Kundschafter zu betätigen. Er hat sich für die Gefälligkeit entschieden, da es sonst hieße, „als Ausländer raus aus der Hochschule“.

Emil kam aus einer armen Familie und gehörte einem Arbeiterturnverein an. Er war der Sowjetunion gut gesonnen und ich hatte nie die Möglichkeit, mich mit ihm über die Weltgeschehnisse zu unterhalten. Den größten Teil des Dezembers 1940 verbrachte ich in Tallinn.

Nach unserer ersten Begegnung trafen wir uns zum zweiten Mal zu Silvester. Wir waren in der Kirche, streiften durch die Straßen und später blieb ich über Nacht bei ihm. Zu dritt teilten wir das Bett, denn er wohnte mit einem estnischen Kellner zusammen, der spät von der Arbeit kam. Emil sprach gut Estnisch. Er war sehr eifrig im Erlernen einer Fremdsprache. In der Frühe wurden wir von einer Frauenstimme geweckt. Ich erfuhr, dass Emil mit einer zehn Jahre älteren Dame befreundet war. Sie war besorgt, weil er sich am Tage zuvor bei ihr nicht gemeldet hatte. Emil war damals 31 und ich 22.

²⁰ Lebenskamerad wird hier im Sinne von Scheinehemann verwendet. Emil war bereits mit einer Frau namens Anna Nowikowa verheiratet. Die beiden hatten eine Tochter, Tatjana.



Emil Kammler als Turner am Seitpferd (Jahr der Aufnahme unbekannt)

Der Januar verging. Anfang Februar sollten wir mit einem Schiff nach Deutschland reisen. Ich hatte einen finnischen Pass auf den Namen Toini erhalten, der mich als Tochter eines Pastors aus Sortavala²¹ auswies. Diese Stadt am Ladogasee ging an die Sowjetunion nach Ende des Winterkrieges 1939/40.

Da auf meinem Pass meine Haarfarbe als „dunkel“ bezeichnet war, habe ich mein blondes Haar färben lassen, obwohl die Friseurin mir verständlicherweise davon abgeraten hatte. Man stellte uns eine Heiratsurkunde aus. So bekam ich einen deutschen Pass beim deutschen Konsulat in Tallinn. Zuvor hatte ich die Unterschrift von **Toini Vesa** tüchtig geübt.

Unsere Ausreise erfolgte als „Heim ins Reich“. Wir waren nur wenige Passagiere, denn es war ein Handelsschiff. Zum Essen saßen wir mit am Kapitänstisch. Ich erinnere mich an das erste deutsche Wort, das ich gelernt habe, es war „Mahlzeit“. Mit einem jungen Deutschen habe ich einmal Schach gespielt. Emil hatte mich vergebens gesucht. Später fand ich ihn in unserer Kabine ganz enttäuscht. Er studierte ein Chemielehrbuch. Da war auch eine Holländerin, mit der ich später in Danzig ein Hotelzimmer teilte, da es nicht anders möglich war. Es war lustig, als wir (ich jedenfalls) mit den Füßen mit den großen Federbetten spielten. Bis dahin hatte ich nur Wolldecken oder gesteppte Baumwolldecken gekannt. Am Tisch wussten wir manchmal nicht, was für ein Besteck wir benutzen sollten. Da haben wir immer gewartet, was die anderen tun. Zum Beispiel gab es einmal zum Nachtschisch Kirschkompott und zwei Teelöffel. Ich beobachtete, wie die Holländerin die Kirschen mit zwei Teelöffeln entkernte. Da es im Februar ziemlich kalt war, waren wir einige Tage im Eis „gefangen“, bis ein Eisbrecher uns befreite.

Im Sudetenland

Endlich landeten wir in Emils Heimatstadt Kratzau²². Auf dem Bahnhof wurden wir von seinen Angehörigen empfangen. Dabei erfuhr er vom Tod seines Vaters. Emil ist gleich weggerannt, um mit seinen Tränen allein zu sein. Er hat bestimmt viel von seinem Vater gehalten.

21 Stadt in der heute zu Russland gehörenden Autonomen Republik Karelien, an der Nordspitze des Ladogasees, nahe der finnischen Grenze gelegen, bis zum Winterkrieg 1939/40 zu Finnland gehörend

22 Tschechisch: Chrastava, in Nordböhmen nahe dem Dreiländereck Tschechien-Polen-Deutschland

Die Wohnung von Mutter Berta war bescheiden. Ein Schlafzimmer und eine kleine längliche Küche mit einem eisernen Heizofen ist alles, an was ich mich erinnern kann. In der Mitte des Schlafzimmers war ein Doppelbett. Hier schliefen Emil und ich. Zu beiden Seiten der Wand waren die Betten von Mutter und Emils jüngstem Bruder Oskar (Ossi). Die Unbequemlichkeiten der Wohnung störten mich nicht. Ich war und bin ein Mensch, der an vieles gewöhnt war, und kann mich gut anpassen. Ossi war ein kleiner lieber junger Mann. Er sah in mir etwas Besonderes. Wir sind manchmal spazieren gegangen und er hat mich einmal, um seine Kräfte zu beweisen, über eine Pfütze getragen. Von ihm habe ich ein bisschen Deutsch gelernt. Doch nach kurzer Zeit ist er zur Marine einberufen worden.

In etwa fünf Kilometern Entfernung von Kratzau, in Neundorf²³, lebte Emils Onkel Anton mit Familie. Er war der Bruder seines verstorbenen Vaters. Seine Frau Frieda war eine herzengute Frau. Den Hof, auf dem sie lebten, hatte sie von ihren Eltern geerbt. Der Onkel war Tischler und Frieda sorgte mit seiner Hilfe für die zwei Kühe und den Acker. Sie hatten vier Kinder. Der Älteste ging ins Gymnasium nach Reichenberg²⁴ (Bruno Kammler). Der Jüngste spielte unentwegt mit kleinen Autos auf dem Fußboden. Wir waren oft bei ihnen, denn Emils Bruder Walter lebte dort. Ich schaute oft zu, wie Emil mit Anton Schach spielte. Emil hatte eine besondere Beziehung zu **Walter**, der nicht zu Hause bei der Mutter wohnen wollte. In der folgenden Zeit haben die zwei über Emils Aufgabe gesprochen. Darüber habe ich nie etwas Genaues erfahren.

Mit Emil hatte ich natürlich eine intime Beziehung. Mein Drang danach als junge unerfahrene Frau war sogar größer als seiner. Oft saßen wir gemeinsam am Tisch in der Küche, statt ins Bett zu gehen. Emil hat in billigen Romanen geschmökert und ich saß teilnahmslos daneben. Im Frühjahr 1941 bekam Emil im Freibad der Stadt Arbeit. Ich wurde schwanger, was nicht geplant war. Meine deutschen Sprachkenntnisse machten Fortschritte. Ich ging schon allein einkaufen. Ich habe mich nie gescheut, eine fremde Sprache zu lernen. Dann fand ich eine Freundin. Es war die Frau eines Turnfreundes von Emil, die in dem Haus uns gegenüber wohnte. Sie hieß Elsa Knesche. Ihr Mann Rudolf war im Krieg. Sie trauerte um den Tod ihrer elfjährigen Tochter, hatte jedoch noch eine kleinere Tochter namens Eva. Mit Elsa und Klein-Eva im Kinderwagen ging ich viel spazieren. Von ihr lernte ich viel Häusliches, besonders stricken, obwohl ich es schon etwas konnte. Sie half mir bei den Vorbereitungen für mein Baby. Sie war lieb, ruhig und hilfsbereit. Eine wunderbare Frau. Jahre später traf ich sie wieder in Oberhof, in der DDR, mit ihrem Mann, wo beide im Urlaub weilten. Es war ein freudiges Wiedersehen. Ich habe sie noch in Güstrow, ihrem späteren Wohnort, ein paarmal besucht. Eva starb zu früh an Krebs. Rudolf lebt noch.

Dann begann der Krieg mit Russland.²⁵ Eines Tages besuchte uns ein fremder Mann. Er ging mit Emil spazieren, denn er sollte Verbindung mit ihm aufnehmen. Emil meinte, er käme aus Prag. Doch solcher Besuch kam nie wieder. Ich glaube, es war im Sommer 1941, als Emil in die Wehrmacht einberufen wurde und nach Leipzig kam. Ich wohnte alleine mit der Mutter. Sie war eine einfache gute Frau und hat nie viel vom Leben gehabt. Außer Emil hatte sie noch drei Jungen und zwei Mädchen.

Inzwischen waren Emils Freunde auch meine Freunde. Da war z. B. die Gusti, auch eine ehemalige Turnerin. Mit ihr unternahm ich einmal einen Tagesausflug zum Berg

23 Tschechisch: Nová Ves u Chrastavy

24 Tschechisch: Liberec (Kreisstadt)

25 Am 22. Juni 1941 begann der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, das „Unternehmen Barbarossa“.

Jeschken²⁶. Sonnabends ging ich immer mit Else ins Kino. Ich erinnere mich, wie sie mich dazu veranlasste, bei grausamen Bildern aus der Wochenschau wegzusehen.

Im Herbst 1941 besuchte ich Emil in Leipzig. Unterwegs beeindruckten mich die Schrebergärten in der Nähe von Leipzig. Wenn ich heute nach Leipzig fahre, muss ich noch an damals denken, dass ich so etwas noch nie gesehen hatte. Emil hatte eine Familie kennen gelernt, wo ich ein paar Tage untergebracht war. Dort habe ich zum ersten Mal Rotkraut und Kartoffelklöße gegessen. Die Hausfrau war eine gute Köchin. Ich habe die Verbindung zu ihr aufrechterhalten und sie ein Jahr später wieder besucht. Aber davon zu seiner Zeit.

Es ging auf Weihnachten zu und ich war kugelrund und wartete und wartete. Plötzlich kam Emil zu Besuch. Sein Bruder Walter hatte telegraphiert, dass ein Junge geboren wurde und so bekam er einige Tage Urlaub. Man kann sich vorstellen, wie Emil mich verwundert angesehen hat. Anfang Januar heiratete Walter. Vergnügt und fröhlich habe ich bei dieser Feier getanzt. Vier Tage später kam die Niederkunft. Ich wurde nach Reichenberg ins Krankenhaus gebracht. Ich war ein wenig nervös, wollte alles richtig machen und war auf dieses Ereignis nicht richtig vorbereitet. Nachmittags z.B. ließ ich mir Kaffee schmecken, da man ihn mir vorschlug. Zum Verdruss der Krankenschwester brachte ich dann bei den Wehen den Kaffee und alles wieder heraus. Bei der Geburt selbst habe ich die Hebamme nicht immer verstanden, vielleicht war ich deshalb „gerissen“. Es war ein beglückendes und unvergessenes Gefühl, als der Junge da war. Keine Schmerzen mehr, so warm zwischen den Oberschenkeln und dann das Geschrei und Strampeln der Beine des Kindes. Das kann nur eine Mutter erleben. Und dann zeigten sie mir den Jungen. Ich war ein wenig erschrocken. So ein alter „Krauter“, dachte ich, ein Auge war mehr zu als das andere und ich dachte, es wäre etwas nicht in Ordnung. Ach ja, noch vor der Geburt hatte eine Frau im Nebenbett ein Kind zur Welt gebracht und später sah ich, wie man die „Gedärme“ aus ihr heraus presste und dachte, wie wird man die wohl wieder in sie hineinbringen, dabei hatte ich damals keine Ahnung von der Nachgeburt.

Zu Hause schlief mein Sohn neben mir in den Ehebetten. Ich bemühte mich nach den Vorschriften²⁷ zu handeln und das Kind nachts nicht zu stillen. Alle vier Stunden war der Junge pünktlich wach und schrie, wenn er nichts bekam. Ich versuchte es mit einem Nuckel, den ich in Himbeersirup tauchte, aber ohne Erfolg. Die Mutter sagte, ich dürfte den Nachtschlaf der anderen durch das Geschrei des Kindes nicht stören. So blieb mir nichts anderes übrig, als auch in der Nacht zu stillen. Es war schon richtig. Der Junge gedieh. Ab dem vierten Monat begann ich ihn zusätzlich zu füttern. Dadurch blieb mir diese „Matscherei“ mit der Flasche erspart. Auch mit meiner Tochter später war es nicht anders.

Dann bekam ich eine eigene Wohnung, zwei Zimmer in der oberen Etage eines Einfamilienhauses von einem Photographen. Es war hell und schön und obwohl ich mich mit Mutter gut verstanden habe, war ich jetzt froh, alleine zu sein. Jeden Tag bin ich mit den Kindern unterwegs gewesen. Sogar im Winter, da hatte der Wagen für die Jahreszeit Kufen. Der Junge wollte nicht alleine bleiben und hat geschrien, wenn er mich nicht gesehen hat. Wenn ich ihn ansah, hat er dann vergnügt gelächelt. Später im Kinderwagen hat er nie sitzen wollen, sondern gestanden mit den Händen auf den Stangen. Ich musste

26 Tschechisch: Ještěd (1012m).

27 Damit könnte der während der NS-Zeit sehr verbreitete Erziehungsratgeber „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ von Johanna Haarer mit seinen sehr rigiden Erziehungsvorstellungen gemeint sein.

fürs Kopfende des Wagens einen schweren Stein mithaben, um zu verhindern, dass der Wagen umkippt, wie es schon einmal beinahe der Fall gewesen wäre.

Im Frühjahr 1942 bekam ich die Nachricht, dass Emil vermisst war. Es wurde hinzugefügt, man hoffe, nach Beendigung des Krieges würde er als ehrenvoller Soldat wieder heimkehren. Die Zeit verging und es kam der Herbst. Siegfried war etwa neun Monate alt und ich machte mit ihm einen Besuch in Leipzig. Ich war bei der Frau, die ich durch Emil kennen gelernt hatte. Es war eine schöne Woche. Ich habe die Oper besucht, ich glaube, es gab „Lohengrin“. Auch die Schwimmhalle, wo ich zum ersten Mal die Wellen gesehen hatte, suchte ich auf. Als ich nach Hause fuhr, begegnete ich der Mutter auf dem Bahnhof in Grottau²⁸, wo ihre Schwester Marie wohnte. Sie beteuerte, ich sollte nicht nach Hause, sondern bei Tante Marie haltmachen, denn Emil wäre da. Mit gemischten Gefühlen trat ich Emil entgegen. Ich ahnte, was geschehen war.

Er saß im Bett, in Unterwäsche und hatte mein Erscheinen wohl nicht erwartet. Um sich zu tarnen, hatte er sich einen rötlichen langen Bart wachsen lassen. Ich fand es zu auffallend.

Er erzählte mir seine Geschichte. Mit einem Pferdegespann ist er 1942 von der Front desertiert, weil er nicht gegen die Russen kämpfen wollte. Bei den Russen hat er von sich erzählt und unser Iwan²⁹ ist dann zu ihm gekommen. Man vermutete, er sollte für die Deutschen spionieren und daher hat man ihn ein halbes Jahr in eine Zwei-Meter-Zelle eingesperrt und dann freigelassen. Von Moskau aus sollte er nochmals nach Deutschland. Er sollte mit noch einem Mann aus dem Flugzeug abspringen, doch in letzter Minute wurde noch ein Dritter zu ihnen gesellt. Das gefiel ihm nicht und tatsächlich haben die zwei den dritten nach dem Absprung nicht getroffen. Emils Aufgabe war es, nach Wien zu reisen, um für jemanden etwas abzugeben. Dann sollte er mir einen kleinen Sender sowie Geld und gefälschte Lebensmittelmarken überreichen. Nun, statt erst nach Wien zu fahren, hat er Unterschlupf bei der Tante gesucht und seine Mutter beauftragt, mich zu benachrichtigen.

Emil war natürlich erfreut, unseren Jungen zu sehen. Nach seinem Wunsch hat unser Sohn den Namen eines deutschen Recken „Siegfried“ erhalten. Ich hätte ihm den kurzen skandinavischen Namen Sven gegeben.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Hause, zusätzlich im Gepäck eine Aktentasche mit den oben erwähnten Sachen. Zu Hause bemühte ich mich in den nächsten Tagen, den Code zu konstruieren, was mir dann auch gelang. Ich hatte vor, den Sender, das Geld und die gefälschten Marken wegzubringen. Eventuell zu Onkel Anton, aber Siegfried war ein wenig krank und ich konnte nicht weg.

GESTAPO

Eines Vormittags, etwa eine Woche seit Emil weg war, bemerkte ich zufällig zwei Männer, die sich in der Nähe unterhielten. Irgendwie kam eine Unruhe in mir auf und es klopfte kurze Zeit später an der Tür.

Ein unbekannter Mann, der angab, von Emil zu kommen, wünschte mich zu sprechen. Ich bat ihn herein und er übergab mir einen Brief. Darin schrieb Emil, dass sich die Lage geändert hatte, und ich sollte den Genossen alles übergeben, was er mir mitgebracht hatte. Das tat ich und war aber etwas verwundert, als sich der Genosse³⁰ so viel Zeit

28 Tschechisch: Hrádek nad Nisou.

29 Offenbar ein Kontaktmann des sowjetischen Geheimdienstes NKWD.

30 Tatsächlich handelte es sich um einen Mann der Gestapo, der Geheimen Staatspolizei des NS-Regimes.

nahm, als ob noch etwas fehlte. Dann setzte er sich auf die Couch, nahm meine Hand in die seine und übergab mir einen zweiten Brief von Emil. Darin berichtete er mir, dass er, als er in Wien ankam, schon von der Gestapo erwartet wurde. Er hätte alles wahrheitsgemäß erzählt und bat mich dasselbe zu tun. Ich war verwirrt, was konnte man anders erwarten, wohin mit Siegfried? Nur Tante Frieda kam in Frage. Sie wurde geholt und war genauso verwirrt, als sie kam. Dann hat sie den Jungen mitgenommen, obwohl sie genug Arbeit zu Hause hatte. Ich wusste, der Junge war dort gut aufgehoben!

Zuerst brachte man mich nach Reichenberg, wo ich die Nacht im Gefängnis verbrachte. Es hat meinem Herzen wehgetan, als ich plötzlich die Stimme von Tante Marie im Gange hörte. Weinerlich sagte sie: „Ich habe nichts getan.“ Ihr unverheirateter Schwager (Emil Jautze), der felsenfest beteuerte, von Emils Anwesenheit nichts gewusst zu haben, blieb unbehelligt. Es war meine erste, aber nicht letzte Gefängniszelle. An die einzige Mahlzeit dort erinnere ich mich gut. Es war Sauerkraut, das ich so gern esse, aber es war so mit Natron bereichert, dass es ungenießbar war, warum wohl? Am nächsten Tag fuhren wir mit dem Zug nach Wien. Der Kommissar, ich glaube, er war einer, sowie sein Assistent beteuerten, dass sie mir keine Handschellen anlegen würden. Es wurde nicht viel gesprochen, denn später hatte ich genug Gelegenheit dazu. Sie meinten nur, das wäre mein Glück, in österreichische Hände gelangt zu sein. So war es auch.

In Wien kam ich in Hausarrest. Im Keller, ich nehme an des Gestapogebäudes, waren vier Zellen. Vielleicht besser gesagt, eine Seite eines großen Raumes wurde mit vier stabilen Wänden in vier kleine Zellen geteilt. Diese waren ohne Fenster und die vierte Wand war mit einem Gitter versehen. Darin befanden sich ein Bett, Tisch und Stuhl. Es gab keine Toilette oder Waschelegenheit. Einer von den Wächtern war sehr lieb zu mir. Er hat mir den Kopf gestreichelt und meinte: „Ach, Mädel, was ist nur geschehen!“ Er hat mir von seinen mitgebrachten belegten Broten gegeben, auch Apfelstrudel. Das durfte ich nur niemandem erzählen. Das Essen war sehr „dünn“. An den Spinat erinnere ich mich besonders. Beim Verhör brauchte ich nicht viel zu erzählen, denn von Emil hatten sie mehr erfahren, als ich selbst wusste. In der dritten Woche habe ich mit Emil sprechen können. Er kam mir sehr blass und niedergedrückt vor. Unser Gespräch war sehr kurz. Er bat mich, das zu tun, was die Herren von mir verlangten. Ich wusste nicht, was es war, aber ich versprach es ihm. Nach vielen Jahren wusste ich, dass er und ich richtig gehandelt haben. Wir hätten für nichts unser Leben geopfert. Sie hätten ihn wahrscheinlich wegen Fahnenflucht erschossen. Durch sein Geständnis und mein Versprechen sind wir alle, seine Mutter, die auch ins Gefängnis kam, und die Tante mit Mann nicht ins KZ gekommen.

Emils Bruder Walter wurde auch zum Verhör gebracht. Man sagte, er sei unterwegs aus der Straßenbahn gesprungen. Wie alles wirklich war, weiß ich bis heute nicht. Er kam nach Dachau und wurde 1945 von den Amerikanern befreit.³¹

Nach vier Wochen Hausarrest wurde ich von einem Heinz D.³² abgeholt. Er brachte mich nach Prag. Dort kam ich in das Gefängnis Pankratz³³. Es war November 1942. In der Zelle Nr. 214 verbrachte ich knapp ein Jahr.

31 Tatsächlich war Walter Kammler vom 23. Juli 1943 bis zur Befreiung am 29. April 1945 Insasse des Konzentrationslagers Dachau (Häftlingsnummer 49892). Nach seiner Übersiedlung in die SBZ wurde er SED-Mitglied und machte in der DDR Karriere als 1. Stellvertreter des Finanzministers, dann Parteisekretär im Finanzministerium und schließlich Hauptdirektor der Deutschen Versicherungsanstalt (DVA). Im Sommer 1968 erschoss er sich in seinem Haus in Schöneiche bei Berlin.

32 Offenbar handelte es sich um einen Gestapobeamten, über den bzw. über dessen wahre Identität nichts in Erfahrung gebracht werden konnte.

Die Zelle hatte ein Bett, das am Tage an die Wand geklappt wurde. Gegenüber war ein Tisch mit Stuhl und oberhalb des Tisches an der Wand ein Regal mit Tongeschirr. Neben der Tür hatte ich mein WC, wo ich ab und zu ausharrte, wenn jemand mich durch das Guckloch von außen zu lange beobachtete. Am Ende der Zelle war ganz hoch ein Fenster, das man selbst nach Wunsch, mit Hilfe einer Stange, auf- und zumachen konnte. Einmal habe ich sehr lange und laut im Bett gesungen. Es muss abends gewesen sein. Aus Herzenslust habe ich finnische Volkslieder, alte amerikanische Schlager aus den zwanziger Jahren (wie „Old Man River“, „Sunny Boy“), Arbeiterkampflieder, russische Weisen und auch deutsche, die ich von Emil gelernt hatte, gesungen. Emil konnte gut singen und auch Mundharmonika spielen. Wahrscheinlich war mein Gesang gar zu laut, ich wurde aufgefordert, das Fenster zu schließen.

Vielleicht erinnere ich mich aus diesem Grunde an das Fenster mit dem langen Stab. Es gab noch zwei Matratzen an einer Wand angelehnt für etwaigen Besuch. Um sieben Uhr musste ich aufstehen. Man brachte mir eine große Schüssel zum Waschen, eine zweite, um die Füße zu waschen. Ich musste das Bett wieder aufhängen und den Fußboden wischen. Dann gab es Frühstück. Mittagessen war um zehn Uhr und Abendbrot um 14 Uhr. Man gewöhnte sich an diesen Rhythmus. Jeden Abend gab es ein kleines rundes Brot, das man nach Herzenslust, wann man wollte, essen konnte. Das Essen war nicht schlecht für jene Verhältnisse. Zum ersten Mal habe ich saure Innereien (mit Salzkartoffeln) gegessen. Damals wusste ich nicht, was das war, die komischen weißen Flecken, die mit Haaren bespickt waren, die habe ich zur Seite geschoben. Aber die mir unbekannt geröstete Blutwurst mit Graupen habe ich gern gegessen. Einmal täglich konnte ich auf dem Hof spazieren gehen. Ich sah aber niemanden außer der Gefängniswärterin. Genau so war es, wenn ich einmal in der Woche baden konnte. An der Wand waren verschiedene Bilder und Sprüche eingeritzt. Davon habe ich die ersten tschechischen Worte gelernt. Besonders in Erinnerung ist der Satz geblieben „Život je jak detske kosile, kratka a srana“ – das Leben ist ein Kinderhemd, kurz und beschissen.

In den ersten Tagen entdeckte ich hinter einer Matratze kleine aus Brot geformte, trockene Figuren. Dabei auch ein solcher Würfel und ein Blatt Papier, um „Mensch ärgere dich nicht“ darauf zu spielen. Damit habe auch ich die Zeit totgeschlagen. Bald kam Heinz D. und brachte mir Leselektüre. Das erste Buch war „Mein Kampf“. Ich habe es nur durchgeblättert, denn erstens interessierte ich mich nicht dafür und ich war auch nicht so bewandert im Deutschen. Mit späteren Büchern (von [John] Knittel, [Selma] Lagerlöf z. B.) war das anders. Ich habe zwar nicht alles verstanden, aber da diese Bücher interessant waren, wuchs mein Wortschatz.

Einige Tage vor Weihnachten bekam ich von Heinz D. einige Tannenzweige, die ich an der Wand vor meinen Tisch anbrachte. Seine Frau hatte auch selbstgebackene Plätzchen geschickt. Eine kurze Zeit später bekam ich Strümpfe von seiner Frau zum Stopfen. Das war eine willkommene Abwechslung. Später habe ich ihrem kleinen Jungen, der in Siegfrieds Alter war, Pullover gestrickt. Noch kurze Zeit zuvor hatte ich unter Anleitung von Else für Siegfried gestrickt. Später habe ich die Frau von Heinz D. persönlich kennen gelernt. Ich bin einige Male bei ihnen zu Hause gewesen. Sie hat immer wieder kleine selbstgemachte Leckereien mitgegeben.

Eines Tages wurde ich zu irgendeiner Dienststelle zum Dolmetschen gebracht. Es waren sowjetische Fallschirmspringer, die als Partisanen über das Gebiet der Tschechoslowakei zum Kundschaften ausgesetzt worden waren und in Gefangenschaft geraten waren. Ich glaube kaum, dass sie mit dem Kundschaften jemals Erfolg gehabt

haben. Ich habe einige Male bei solcher Gelegenheit übersetzt. Einmal war es eine junge Ukrainerin. Sie wollte die Aufgabe überhaupt nicht annehmen, wurde aber gezwungen und dann einfach aus dem Flugzeug gestoßen. Sie sagte mir, man nannte diese Menschen „Wyschibaly“, Rausschmeißer. Eine Fremdsprache kannte sie nicht und für so eine Aufgabe war sie nicht ausgebildet.

Einmal brachte man mich zu einem Friedhof, wo ich einen toten Briefkasten hinter einem Grabstein entleeren sollte. Doch es war nichts da. Ich nehme an, man³⁴ hatte Verbindung mit unseren Auftraggebern³⁵ aufgenommen, in Verbindung mit dem kleinen Sender, den Emil mir mitgegeben hatte (ich meine natürlich mit ihren eigenen Mitteln). Die Sendezeiten, Code usw. hatten sie ja. Meine Annahme hat sich bestätigt, wie ich später erfuhr.

Einmal hat man mich mit einem Tschechen zusammengebracht, der gut Russisch sprach und, wie ich annahm, für die Deutschen gearbeitet hatte. Warum diese Begegnung stattfand, weiß ich nicht. Ich sah diesen Mann dann nie wieder. Vielleicht dachte man, dass ich mich ihm anvertrauen würde und ihn bitten würde, meinen Auftraggebern über meine Lage Bescheid zu geben.

1943 bis Kriegsende



Violet Sandros, ausgehoben am 11. November 1943

Monate vergingen und Ende des Jahres 1943 hat man mich aus dem Gefängnis entlassen. Im Auftrag seines Vorgesetzten gab mir Heinz D. einen Personalausweis auf den Namen Angelika Rakel. Ich wurde Untermieterin bei einer Wienerin, Kleinstäte V³⁶. Ich hatte ein Zimmer und benutzte Bad und Küche mit ihr. Ich bekam Lebensmittelkarten, wie jeder

34 d. h. die Gestapo (auch im folgenden Text „man“)

35 d. h. dem NKWD (auch im folgenden Text „Auftraggeber“)

36 Wahrscheinlich handelt es sich um den Prager Stadtteil Kleinseite (tschechisch: Malá Strana).

andere Bürger und ein angemessenes Monatsgeld zum Leben. Eine kurze Zeit besuchte ich einen Kurs der tschechischen Sprache. Man wollte mich irgendwie einsetzen, aber durch meine fehlenden tschechischen Sprachkenntnisse war nichts zu machen. Einige Wochen war ich bei der Feldgendarmerie bei Erno³⁷, um zu dolmetschen. Es handelte sich um geflohene sowjetische Soldaten. Ich weigerte mich das Protokoll der Vernehmung zu unterschreiben und somit war eine weitere Mitarbeit unerwünscht.

Meine Wohnung befand sich in einer schönen Gegend und ich bin sonntags oft durch den großen Park Richtung Hradschin gelaufen. Mein Ziel war die wunderschöne Kathedrale, in der Gottesdienst gehalten wurde. Mir gefiel es, inmitten der Sonnenstrahlen zu stehen, die durch das Rosenfenster fielen, Kirchenmusik zu hören und den Weihrauch zu riechen. Die Diener Gottes verstehen ihr Handwerk. Obwohl ich nicht an Gott glaube, zieht es mich immer wieder hier hin. Ich bewundere die Kunst in allen schönen Kirchen, geschaffen von Menschenhand.

Ich habe viel Zeit für mich gehabt, viel gelesen und Menschen kennen gelernt. Mit einem deutschen Fliegersoldaten hatte ich einen kleinen Flirt. Ich hatte auch eine fünf Jahre jüngere Freundin Gertrud³⁸ aus dem Erzgebirge. Sie war als Hausmädchen bei einer deutschen Familie in Stellung. Der Mann war Direktor in einem großen Betrieb. Am Wochenende brachte sie mir immer wunderbare mit Wurst belegte Brote mit. Die schmeckten mir besonders gut. So wie andere hatte ich die ganze Woche wegen der Fleischmarken vegetarisch gelebt. Mit Gertrud habe ich auch zum ersten Mal Wermut getrunken und ihre mitgebrachten Zigaretten geraucht. Damals habe ich an Zigaretten Gefallen gefunden. Und schwor mir, aber niemals selbst welche zu kaufen. Ich habe meinen Schwur gehalten und bin kein Raucher geworden. Eine Schwimmhalle hatte ich auch entdeckt, wo ich zwei-dreimal sogar 50 Meter getaucht bin. In der Moldau bin ich von einer Brücke zur anderen geschwommen. Einmal kam mir eine tote Ratte entgegen. Das Wasser war nicht sauber.

Da ich Kleidung brauchte, hat Heinz D. mich einmal zu Onkel Anton und Tante Frieda begleitet. Da habe ich Siegfried sehen können. Er schlief. Als ich Kleidung aus meiner Wohnung holte, fand ich meine Schwägerin dort einquartiert. Ich wusste, das war wohl wahrscheinlich, wenn sich jemand³⁹ mit mir in Verbindung setzen wollte. Mit meiner Schwägerin Martha, die in meinem Alter war, hatte ich nie eine innige Verbindung. Sie war mir gegenüber von Anfang an ablehnend.

So verbrachte ich die Zeit bis Frühling 1945. Man wusste schon, dass es keinen Endsieg für die Deutschen geben würde. Heinz D. mit Frau und Kind sowie alle anderen Persönlichkeiten bereiteten sich auf das Verlassen der Stadt Prag vor. Mit beladenen Lastwagen sind sie dann abgezogen. Zu Heinz D. und seiner Frau hatte ich freundschaftliche Beziehungen. Trotz unterschiedlicher Weltanschauung fand ich sie sympathisch. Ich hoffe, es ist ihnen im späteren Leben gut gegangen.⁴⁰

Ich fragte Heinz D. noch, was mit mir werden sollte. Man meinte, wenn ich den Russen in die Hände fiel, hätte ich keine Freiheit mehr. So gaben sie mir meinen Pass zurück. Im April packte ich meine Sachen zusammen und fuhr zu Onkel und Tante. Ich habe Gertrud gesagt, sie solle dasselbe tun, doch da sie tschechische Verwandte hatte, beschloss sie zu

37 Unklar; vielleicht ist die Stadt Brno gemeint, doch sonst benutzt Sandro die deutschen Ortsnamen, dies wäre Brünn. Wahrscheinlicher im Kontext ist ein Ort in oder um Prag.

38 Es handelt sich um eine andere Gertrud als die früher im Zusammenhang mit dem Leben in Petrosawodsk erwähnte Gertrud.

39 Anspielung auf den NKWD

40 Über die Identität von Heinz D. ließ sich nichts in Erfahrung bringen.

bleiben. Rückblickend muss ich sagen, dass ich auch in dieser Phase meines Lebens Glück im Unglück hatte.

In Neundorf hat man mich ohne weiteres aufgenommen. Ob man mir geglaubt hat, was ich aus der Zeit in Prag erzählt habe, habe ich nie erfahren. Tante Marie mit Mann und Emils Mutter hatte man nach etwa ein und einem halben Jahr wieder freigelassen. Ich war sehr glücklich darüber. Siegfried war damals beinahe dreieinhalb Jahre alt. Ich hätte gerne mit ihm mehr Zeit verbracht, aber so ein Kind hatte seine Spiele. Einmal beim Bügeln wollte ich ihm ein Märchen erzählen, aber es war für ihn zu stockend. Und dann erzählte er mir das Märchen ganz flott zu Ende und ging weg zum Spielen. Über seine Tischmanieren war ich etwas erschrocken. Vor dem Essen hatte er am Tisch schön laut „Suppe“ gerufen, dann die Suppe schnell hinunter gelöffelt. Anschließend hob er den Teller mit beiden Händen hoch und den Rest ließ er in den Mund fließen, wobei natürlich einiges daneben ging. Eines Tages fuhren wir nach Reichenberg, weil ich uns fotografieren lassen wollte. Mit uns war eine Cousine von Emil, Mariechen mit dem gleichaltrigen Sohn Franzl. Dieser benahm sich unmöglich und gab keine Ruhe. Siegfried schaute aus dem Zugfenster aufmerksam auf alles. Auf dem Bahnhof gingen wir in die Speisegaststätte. Ohne Marken gab es nur eine Suppe zum Essen, was ich auch für uns bestellte. Als die Suppe kam, nahm ich ein großes Taschentuch und hängte es über Siegfrieds Brust. Ich fragte ihn, ob ich ihn füttern sollte, er schaute mich von der Seite an und sagte: „Ich selbst“. Dann löffelte er seine Suppe so artig, ohne einen Tropfen daneben zu machen, ganz anders als zu Hause. Beim Photographen ging es auch ruhig zu. Bei Franzl dagegen wurde es nichts mit dem Photo.



Foto von Violet Sandros und ihrem Sohn Siegfried Kammler im Juni 1945 in Liberec (Reichenberg)

Zurück nach Russland

Ich dachte über meine Zukunft nach. Ich lebte in einem fremden Land. Mutter und Vater waren in Karelien. Emil war weg. Ich hatte kein Schuldgefühl wegen meines Lebens in Prag. So beschloss ich mit Siegfried zurück nach Russland zu gehen. Die sowjetischen Soldaten waren inzwischen auch in der Gegend. Sie benahmen sich wie andere ihresgleichen und durch meine Sprachkenntnisse konnte ich im Dorf bei verschiedenen

Bauern Schlimmeres verhindern. Eines Tages im Juni zog ich mich nett an und machte mich auf den Weg nach Prag zur sowjetischen Botschaft. In Prag angekommen, wollte ich erst Gertrud bei ihren Verwandten ausfindig machen. Sie waren ängstlich wegen meines Besuches und sagten mir, dass Gertrud als Deutsche inhaftiert war. Man sagte mir, wo ich sie finden konnte. Im betreffenden Haus⁴¹ habe ich nur Russisch gesprochen und verlangte Gertrud zu sprechen. Es hieß, sie sei irgendwo auf Arbeit. In der Botschaft kam ich erst spät nachmittags an. Dem Erstbesten habe ich meine Geschichte erzählt, so naiv und aufrichtig, wie ich war, und wollte, dass sie Verbindung mit meinen Auftraggebern aufnehmen. Dann hat man noch einen Mann hinzugezogen und ich musste alles nochmals erzählen. Den ganzen Tag hatte ich nichts gegessen. Man brachte mir etwas, aber die fettige Speise bekam mir nicht und ich habe alles wieder herausgebracht. Spät abends haben mich zwei Männer geholt und woanders hingebacht. Das war der Anfang einer langen Reise in die Ungewissheit. In den nächsten Tagen hat man mich öfters verhört. Einmal wurde sogar eine junge Amerikanerin zu mir gebracht, der ich im Vertrauen meine Geschichte auf Englisch erzählte. Nach Neundorf zu Tante und Onkel konnte ich keine Nachricht schicken! Zwölf Jahre später bekamen sie dann das erste Lebenszeichen von mir. Da lebten sie schon in der Rhön, in der DDR. 1946 mussten sie ihren Hof im Sudetenland verlassen.

Die Zeit spielte für mich keine Rolle mehr. Irgendwann brachte man mich nach Baden bei Wien⁴². Nett angezogen, wie ich war, ich trug ein dünnes dunkelblaues Pepitakleid mit hellem Sommermantel und leichte rot-blaue Schuhe. So brachte man mich zu einer der vielen Baracken auf freiem Gelände. Ich trat ein, ein Zimmer ohne Möbel, ganz oben ein kleines Fenster und eine Hälfte des Zimmers bedeckt mit einer dicken Schicht von Stroh. Dort saßen oder lagen einige Frauen auf dem Fußboden. Ich zog meinen leichten Mantel aus, breitete ihn auf dem Stroh aus und setzte mich. Am Ende des Zimmers war noch eine Tür. Neben der Tür in der Ecke die „Parascha“, ein großer Kübel mit Deckel, unser gemeinsames Klo. Tja, es war Juni und es war heiß. Manche hatten Durchfall. Die Luft war stickig. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir uns waschen konnten, denn wir kamen nur zum Verhör raus. Was mich betrifft, ich hatte nichts anderes zu erzählen als früher. Unsere Bewachung waren Soldaten, das heißt, wir hatten es mit Militär zu tun. Ich glaube, es war zweimal am Tag, dass es zu essen gab. Es war immer dasselbe, irgendein Fleisch gekocht mit Graupen. Ich habe immer lange daran gewürgt, aber ich dachte, etwas muss mich am Leben erhalten. Später konnten einige von uns draußen auf dem freien Gelände Wäsche waschen. Es war Wäsche von anderen verhafteten Männern. Die Wäsche wurde in einem großen Kessel gekocht, Wasser war reichlich vorhanden. Es war natürlich alles sehr primitiv, aber wir hatten frische Luft und Beschäftigung. Außerdem konnten wir uns bei der großen Hitze auch sauber halten.

Und die anderen Frauen? Eine war eine russische Emigrantin aus Prag und ihre deutsche Bekannte. Dann war da eine hochschwangere Tschechin. Da war auch eine junge, feine Engländerin. An alle erinnere ich mich nicht, denn sie kamen und gingen. Wir alle wurden wahrscheinlich wegen Spionageverdacht festgehalten. Wer weiß, wer wirklich dabei war.

Nach einem Monat etwa, Ende Juli, wurde dann eine nach der anderen von dort weggebracht. Ich war die letzte. Hinten auf einem offenen Lastwagen auf einer Bank hatte ich Platz. Vor einem Gebäude wurde Halt gemacht und eine weitere Frau mitgenommen. Sie hat sich als Katja vorgestellt. Später nannten wir sie „Tjotja“, Tante.

41 Beim NKWD

42 Wahrscheinlich in die Martinek-Kaserne, einen großen Stützpunkt der sowjetischen Besatzungsmacht

Sie war über 40 Jahre und eine Estin aus Tallinn. Sie hatte erst spät einen deutschen Journalisten geheiratet, der einige Zeit in Tallinn lebte und dann später mit ihr nach Berlin zog. Er hat für eine antikommunistische Zeitung gearbeitet. Somit wurde er 1945 von den Russen verhaftet und hingerichtet. Auch Tante Katja wurde verhaftet. Sie versuchte Selbstmord mit Schlaftabletten, hat aber nur drei Tage geschlafen. Sie erzählte mir von ihrer siebenjährigen Ehe. Und wie glücklich sie gewesen war. Man brachte sieben Koffer von ihr und ihrem Mann zum Lastauto. Doch der Inhalt war größtenteils durch Soldatenwäsche ausgetauscht. Noch auf dem Lastauto suchte sie Sachen aus, einen Koffer für mich (endlich hatte ich Kleidung zum Wechseln) und einen Koffer voll für sich. Unter den Sachen war auch eine Herrenlederjacke, das Leder außen schwarz und innen die helle natürliche Wolle. Zwar war die Jacke zu groß für mich, ich habe aber den Ärmelbund umgeschlagen und die Länge war schön über die Hüfte. Diese Jacke habe ich immer unter meiner Oberkleidung getragen und nachts darauf geschlafen. Die Jacke hat mir meine Gesundheit in den folgenden Jahren erhalten. Tante Katja war eine sehr sympathische und liebe Frau. Ihr Schicksal ist mir nicht bekannt.

Mit dem Lastwagen brachte man uns zu einem Gefängnis an der österreichisch-ungarischen Grenze. Dort trafen wir auch andere Häftlinge. Nach einiger Zeit wurden wir mit der Bahn weitertransportiert. Im stinkigen, schmutzigen Viehwagen lagen wir auf dem Boden, wie Sardinen in einer Büchse. Keine von uns hatte früher so etwas erlebt. Zu meinen Füßen lag eine Frau, angekleidet, wie eine Zigeunerin. Zwischen meinen Oberschenkeln hat es mal so gejackt, das ich nachsehen musste und ich entdeckte zu meinem Entsetzen große schwarze Kleiderläuse. Ich schaudere noch jetzt, wenn ich daran denke. Auch erinnere ich mich noch an eine junge Frau, die neben mir lag und mich einige Male von ihrer selbstgedrehten Zigarette aus Zeitungspapier, russisch „Machorka“, ziehen ließ. Das verdrängte den Hunger. Kopfläuse hatten wir alle. Beim Suchen im Haar der Nachbarin haben wir mit einem besonderen Läusekamm und mit Knacken der Nissen uns gegenseitig ein wenig helfen können. Wie lang die Fahrt war, weiß ich nicht mehr. Als wir in Lemberg ankamen, wurden wir in einem ehemaligen jüdischen Lager untergebracht.⁴³ Es musste schon August gewesen sein. In diesem Lager verbrachte ich fast ein Jahr.

Von diesem Lager aus wurde man, soweit man verurteilt war, weiter in andere Arbeitslager geschickt. Soweit ich weiß, wurde die abgeschlossene Vernehmung nach Moskau geschickt, wo eine „Troika“ (Drei-Mann-Richterkollegium) das Urteil beschloss.⁴⁴ Dieses Urteil wurde dann gegebenenfalls dem Lagerkommandanten geschickt. Im Gelände waren unzählige Baracken mit verschiedenen Funktionen. Ungefähr in der Mitte war das Krankenhaus mit zwei Stockwerken und einem Keller. Dort befanden sich die Wäscherei und die Heizung. Im Krankenhaus waren Frauen und Männer untergebracht.

Da ich noch nicht verurteilt worden war, konnte ich arbeiten gehen, natürlich im Lagerbereich. So kam ich in das Krankenhaus. In der Chirurgie war ein feiner Mann, ein christlicher Deutscher aus Odessa. Dann war dort ein polnischer Hautarzt mit seiner Frau, die mit ihm tätig war und Dr. Janda, Pathologe, ein Tscheche, der für die Toten verantwortlich war. Ich kam zu Dr. Löwe, einem jüdischen Internisten. Er bekämpfte die ansteckenden Krankheiten. Unter anderem gab es Fälle von Bauchtyphus. Ich musste die Krankenzimmer sauber halten, die Kranken pflegen und das Essen verteilen. Wichtig

43 Wahrscheinlich im 1941 bis 1944 von der SS betriebenen Zwangsarbeiterlager Lemberg-Janowska

44 Sandro meint das im Stalinismus übliche Schnellverfahren in Abwesenheit der Angeklagten.

Vorsitzender einer Troika war der Leiter der jeweiligen NKWD-Verwaltung eines Gebiets. Außerdem gehörten in der Regel ein Staatsanwalt und ein KPdSU-Parteisekretär einer Troika an.

war es, die Türklinken, die mit Tuch umwickelt waren, mit Desinfektionsmittel feucht zu halten. Gleich am Anfang hatten wir einen jungen Russen von 19-20 Jahren mit Bauchtyphus. Er war aus einem Gefängnis in eine Strafkompagnie an die Front geschickt worden. Diese Soldaten an der vordersten Linie waren gezwungen zu kämpfen, denn von hinten wurden sie von Soldaten mit gezogenen Pistolen verfolgt. Von der Front war er desertiert und kam ins Lager.

Dieser Kranke war ein schwieriger Patient. Zuerst war ich nett zu ihm, doch dann habe ich öfters mit ihm geschimpft. Statt seinen Schleim in den kleinen Sandkasten⁴⁵ neben sein Bett zu spucken, spuckte er sonst wo hin. Einmal habe ich sogar mit einem Handtuch zugeschlagen, weil er sich gegen die Ordnung widersetzt hatte. Endlich ging es ihm besser, so dass ich ihn baden konnte. In der Badewanne habe ich ihn gewaschen, er ist aber so schwach geworden, dass ich Hilfe holen musste, um ihn aus der Wanne heraus zu bekommen. Als er gesund wurde, hat er mich beim Abschied herzlich umarmt und sich bedankt. Mir kamen die Tränen. Auf dem Weg gab ich ihm einen Beutel getrocknetes Brot mit, das ich vorbereitet hatte.

Einmal hatten Dr. Löwe und eine Krankenschwester die ganze Nacht am Bett eines 16-jährigen typhuskranken Jungen verbracht. Ich war einige Zeit dabei, als er mit dem Tode rang. Er beklagte: Der Mann solle von ihm weggehen, dann wieder man solle ihm die goldene Uhr zurückgeben, die sein Vater ihm geschenkt hatte. Zum Glück haben sie ihn durchgebracht. Ich erinnere mich an einen an Wundstarrkrampf leidenden Mann, den ich gepflegt hatte, an seine Anfälle und an seinen Tod. Ich habe ihn nie mit schmutzigem Po liegen lassen, auch andere Kranke nicht.

Da viele unserer Kranken ihre Portion helles Brot nicht essen konnten, habe ich das Brot in der Schürze gesammelt und in die 2. Etage zu den unterernährten Männern gebracht. Es waren meistens ehemalige deutsche Soldaten. Sie warteten stets auf mich und waren sehr dankbar. Ich war immer fröhlich und habe versucht ihnen Mut zu machen. Nach einiger Zeit hat man mich zur „Sestra Chosjaika“ (Oberin) gemacht. Dann war ich für Ordnung und Wäsche im Krankenhaus verantwortlich.

Ein Russe Benjamin (in Russisch Veniamin), der fünf Jahre jünger als ich war, brachte die Medikamente aus der Apotheke ins Krankenhaus. Man sah uns oft zusammen, er war in mich verliebt. So kam es, dass die Ärzte uns scherzhaft „Violamin oder Viola“ nannten. Ich habe ihm einen Herrenanzug, den Tante Katja mir mit den anderen Sachen damals gab, geschenkt. Eine Schneiderin im Krankenhaus hat den Anzug dann für ihn passend gemacht. Er war mir dankbar und glücklich, denn ähnliches besaß er nicht.

Ich bekam Furunkulose an Armen, Beinen und Rücken. Es war schrecklich, denn so bald einige heilten, bekam ich neue, nichts half. Man nahm Blut von mir und spritzte es gleich wieder in den Po, unzählige Male. Dr. Janda sagte, es wäre die Krätze. Keiner von uns glaubte ihm. Trotzdem habe ich mich dann mit einer Mixtur gegen Krätze eingerieben und meine Krankheit verschwand.

Dr. Janda hat ein kleines Leichenhaus bauen lassen. Es befand sich unweit der Mauer des Lagers. Im oberen Raum war ein langer Tisch, wo er die Leichen untersuchen konnte. Eine Wasserleitung war vorhanden. Man konnte dann die Leiche auf die Erde des unteren Raumes herunterlassen. Das Häuschen befand sich in der Nähe der Stadtkanalisation. Der Ort war mit Berechnung ausgewählt, denn einige Zeit zuvor war es polnischen Häftlingen gelungen, durch die Kanalisation zu fliehen. Dr. Jandas Ziel war es, von dort wegzukommen. Er hatte eine Strafe von zehn Jahren Arbeitslager. Ich

45 Gemeint ist wohl ein Spucknapf.

glaube, er hatte als Kundschafter für die Amerikaner gearbeitet. Unter den Gefangenen hatte er Freunde, die er für seinen Plan gewinnen konnte, nämlich einen kleinen Tunnel aus dem untersten Raum des Leichenhauses zur Kanalisation auszugraben, um dann durch ein Loch in der Wand der Kanalisation zu entkommen. Ich erfuhr zufällig von seinem Plan und beschwor ihn, mich mitkommen zu lassen. Mein einziger Gedanke war zurück zu meinem Kind. Anfang Mai 1946 sollte es so weit sein. Ich gab Dr. Janda einen kleinen Beutel mit einigen Sachen von mir, den er in die Leichenhalle brachte. Aber irgendwie hat der Lagerkommandant von dem Plan erfahren. Am 8. Mai durchsuchten einige vom Wachpersonal den Keller des Krankenhauses. Mit langen Staken stachen sie überall in die Erde und warfen die Wäsche herum. Dann gingen sie zum Leichenhaus. Ich bin schnell in die 2. Etage gelaufen zum Shenja (Jewgeni B.), da wusste ich, er hatte damit zu tun. Zusammen sahen wir, wie Dr. Janda, der sich zu dieser Zeit gerade dort befand, mit hochgehobenen Händen und einer Pistole im Rücken weggeführt wurde.

Shenja und ich hatten uns gerne. Er war vielleicht etwas von sich eingenommen, denn er hatte Ende des Krieges als verwundeter russischer Offizier der Sowjetunion seine Waffe gegen einen behandelnden Arzt erhoben. Dafür bekam er fünf Jahre Arbeitslager. So hatte man mir es erzählt. Er war gebildet. Hatte einen Hochschulabschluss in Goldbergbau. Er war groß, gut gebaut und hatte ein sympathisches Lächeln. Seine Mutter hatte er früh verloren. Obwohl sein Vater lebte, verbrachte er seine Kindheit und Jugend in einem Kinderheim. Später erfuhr ich, dass er in der Welt der intelligenten Kriminellen verkehrt hat, inwieweit weiß ich nicht.

Diese Nacht fand ich keinen Schlaf. Ich wusste, man würde den Beutel mit meinen Sachen finden. Auch der nächste Tag brachte mir keine Gewissheit über meine Lage. Todmüde schlief ich am nächsten Abend ein. Ich war nicht überrascht, als ich etwa zwei Uhr in der Früh (so war es Gang und Gebe bei Verhaftungen) geweckt wurde. Ich wurde aufgefordert meine Sachen mitzunehmen. Bei der Vernehmung hatte ich nicht viel zu erzählen, denn ich wusste nichts von der Vorbereitung noch von den Teilnehmern, außer Dr. Janda natürlich. Später erfuhr ich von zwölf Personen, die man isoliert hatte. Außer mir war noch eine Frau, eine 17 Jahre junge Ukrainerin namens Galina Wassilewna, die in der Apotheke arbeitete. Sie sollte die Salzsäure aushändigen, um die Betonwand der Kanalisation zu „bearbeiten“. Nach der Vernehmung brachte man mich in die leer stehende frühere Leichenhalle, d.h. L-Baracke.

Es war eine Baracke tiefer in die Erde gebaut. Mit kleinen ganz oben vergitterten Fenstern ohne Glas und einem festgetretenen Lehm Boden. Meinen Koffer und Bettzeug (das ich mir inzwischen organisiert hatte) breitete ich auf dem Boden aus. So verbrachte ich nicht nur die restliche Nacht, sondern noch einen ganzen Monat. Man brachte mir Essen und ehrlich gesagt, wo ich austreten war und wie ich mich gewaschen habe, kann ich gar nicht mehr sagen. Einmal hat man mir eine bekannte Frau für eine Nacht einquartiert. Klar, ich sollte über alles erzählen. Ab und zu hat jemand mir leise aufmunternde Worte beim Vorbeigehen am Fenster zugerufen. Besonders erinnere ich mich an einen ungarischen Bauchredner, der mir Trost geben wollte. Nach einem Monat kam ich nochmals einen Monat in den „Karzer“ (Bunker). Ich war zwar dort allein, aber es war da bequemer. Es sollte auf dem Gelände des Lagers ein öffentlicher Schauprozess stattfinden. Am Vorabend wurde ich zum Wachposten gebracht, wo ich meine Verurteilung unterschreiben musste.

Das Urteil und die „Reise“ nach Norilsk⁴⁶

Das Moskauer „Dreieck“ (Troika) hatte mich zu fünf Jahren Arbeitslager wegen Vaterlandsverrates mit Konfiszierung meines Vermögens verurteilt. Mein Vermögen bestand aus einem großen Überseekoffer, der sich in der Hochschule in Leningrad befand. Darin waren meine Bücher, Fotos und Andenken aus meiner Kindheit. An manches erinnere ich mich genau, z.B. eine Reihe von Porzellanandenken. Dort waren auch Vaters Zeichnungen und Malereien, die er als junger Mann (schon in den USA) gemacht hatte. Auch meine Zeichnungen und Bilder, die ich als Mädchen mit elf-zwölf Jahren gemacht hatte, waren dabei. Ich besuchte einen Zeichenzirkel. Sehr lieb war mir ein Kinderbuch namens „Heidi“⁴⁷. Dies hatte mir Mutter zum Geburtstag geschenkt. Die in Englisch gekauften Leninbände hatte ich mit Papierumschlägen versehen. Jeder Umschlag hatte ein anderes Design. Auch die Photos aus meiner Studienzeit sind nicht zu ersetzen.

Beim Gerichtsverfahren am anderen Tag habe ich endlich alle Beteiligten zu Gesicht bekommen, zehn Männer und zwei Frauen. Als ich dran war, hat man mich gefragt, ob ich denn geflüchtet wäre, wenn der Ausbruch geglückt wäre. Ich antwortete: „Natürlich“, denn ich wollte zu meinem Kind. Darauf sagte der Richter, wie zu einem kleinen Mädchen, ja aber das darf man nicht machen! Das Endergebnis war, das Dr. Janda zu seinen zehn noch fünf Jahre dazu bekam. Zwei Männer, darunter Shenja, erhielten drei Jahre und noch zwei Männer je zwei Jahre. Wir übrigen sieben wurden in diesem Fall freigesprochen. Das war im Juli 1946. Es dauerte nicht lange und wir wurden auf eine Etappe geschickt mit Ziel Norilsk.

Es war ein langer Weg zu diesem Norilsk. Kaum jemand von uns hatte eine Ahnung, wo diese Stadt liegt. Wir wurden wieder in Viehwaggons untergebracht. Keine Ahnung, wie viele Waggons, es waren aber genug. Diesmal waren es nicht nur politische Häftlinge, sondern auch Kriminelle, mit denen wir zum ersten Mal in Berührung kamen. Sie waren es, die bestimmten, was für einen Platz man im Waggon bekam. Den Zucker und das Brot, das wir erhielten, verteilten sie auch. An das Essen kann ich mich nicht mehr erinnern, verhungert sind wir jedenfalls nicht. Am Ende des Waggons hatte sich unsere Bewachung eingerichtet. Natürlich mit einer Gittertrennwand. Sie hatten einen kleinen eisernen Ofen, den sie heizten. Es ging auf den Herbst zu und der Weg war weit. Durch die Wärme wurde der Gestank der Ausscheidungen noch schlimmer. Zum Austreten war ein Loch in der Mitte des Waggons, das wir zugedeckt hielten. Wenn eine von uns musste, standen zwei-drei von uns bereit, Decken hoch zu halten, damit die Soldaten hinter der Gitterwand uns nicht sehen konnten. Unser „Train“ kam nur langsam voran. Es gab 1946 nicht nur Hunger im Lande, sondern auch Schwierigkeiten im Transportwesen.

46 Diese 300 nördlich des Polarkreises gelegene Stadt im Gebiet Krasnojarsk (im damaligen Autonomen Bezirk der Taimyr) wurde von Häftlingen des NorilLag in den Jahren 1935 bis 1956 erbaut. Ziel war insbesondere die Erschließung und Ausbeutung der Nickelvorkommen in der Region. Für generelle Informationen u.a. zu den Lagern Norilsk und Dudinka ist die Website www.gulag.memorial.de zu empfehlen. Grundlegend zu Frauen in den sowjetischen Lagern: Meinhard Stark, Frauen im Gulag. Alltag und Überleben 1936-1956. Carl Hanser Verlag, München 2003

47 Gemeint ist der Kinderbuchklassiker „Heidi“ von Johanna Spyri (1880 erstmals veröffentlicht).



Legende

Lager mit einer Häftlingszahl:	● Regionale Verwaltungen (Abteilungen) von Lagern und Kolonien
● über 25.000 Personen	— Schienenwege, an deren Bau Häftlinge beteiligt waren
● von 5.000 bis 25.000 Personen	--- Unvollendete Schienenwege, an deren Bau Häftlinge beteiligt waren
● unter 5.000 Personen	

Lage von Norilsk und Dudinka; Quelle: www.gulag.memorial.de/maps/map9.html (Abruf am 2.9.2022)

Ich glaube, es war in Nowosibirsk, als wir den ersten Halt machten. Man hat uns die Möglichkeit zum Waschen in der „Banja“ (Badehaus) gegeben. Da wir alle so viele Kopfläuse hatten, hat man uns Petroleum fürs Haarewaschen zugeteilt. Das war für mich neu. Da es helfen sollte, habe ich mein Haar damit gewaschen, anschließend auch mit Seife. Ich habe nicht gewusst, dass Seife anschließend „Mist“ war. Das Endergebnis war, dass mein Haar völlig verklebte. Die Mädchen haben nachher versucht, mir zu helfen, mit sehr heißem Wasser das Klebrige wieder heraus zu bekommen. Dabei drängte man uns schon, das Bad zu verlassen.

Unsere 2. Station war Krasnojarsk. Dort haben wir die Viehwaggons verlassen können. Wir kamen für kurze Zeit in ein angenehmeres Gefängnis. Der Transport ging dann weiter mit dem Schiff den Jenissei-Fluss entlang, immer weiter nach Norden. Sibirien ist weit, aber wir haben nichts davon gesehen. Wir hatten keine Kabinen mit Fenster, sondern wurden alle irgendwo ganz unten in den Schiffsrumpf gesteckt. Die Luft war schlecht. Austreten erfolgte in Kübeln. Der Jenissei fließt in das Eismeer. So fuhren wir mit dem Strom und brauchten statt fünf bis sechs nur vier bis fünf Tage. Es war Herbst, im Monat September 1946, als wir in Dudinka⁴⁸ ankamen. Im Oktober ist alles schon

48 Kleinstadt unweit von Norilsk, bereits im 17. Jahrhundert gegründet, mit künstlich eisfrei gehaltenem Hafen

zugefroren. Wir waren hinter dem Polarkreis. Hier gab es zehn Monate Winter und zwei Monate Sommer.

Es regnete, als wir das Schiff in Dudinka verließen. Die Straßen waren knöcheltief mit Schlamm bedeckt. Wenn man überhaupt von Straßen sprechen kann. Wir gingen zu acht Mann in einer Reihe, begleitet von Soldaten und Hunden. Es war ein Glück, dass Benjamin mir vor unserer Abreise aus Lemberg durch eine dritte Person Stiefel geschenkt hatte. **Sicher hat er gewusst, was mir bevorsteht.** Als wir durch den Schlamm latschten, verlor ich plötzlich einen Stiefel. Bis man mir den Stiefel von hinten weiter geben konnte, war der stiefellose Fuß verdreckt. Angelehnt an eine andere, gelang es mir den Socken auszuziehen und verkehrt mit dem Dreck nach innen wieder anzuziehen, um den Stiefel vor dem Schlamm zu retten. Da haben meine Leidensgenossen gefragt, was ich jetzt noch Gutes zu sagen hätte? Ich hatte die ganze Zeit versucht, den anderen Mut zu machen und etwas Positives als Optimistin zu sehen. Endlich kamen wir erschöpft von den Strapazen in einer Unterkunft, einer „Banja“, an. Am nächsten Tag ging es zur letzten Strecke mit der Bahn gen Osten etwa 100 Kilometer nach Norilsk.

Das Lager in Norilsk

Norilsk war für uns alle nur ein Name, ein Ziel. Jetzt kann ich mehr davon erzählen. Wie man so erzählt, wurde diese Gegend 1936 von Geologen entdeckt. Das heißt, sie fanden reiche Erzvorkommen. Diese enthielten besonders Nickel und Kupfer, außerdem darunter Gold, Silber, Platin usw. 50% des Erzes waren reines Metall. Dazu gab es noch genug Kohlevorräte. Die Amerikaner hatten angeblich vorgeschlagen, das alles hier mit ihrer Hilfe zu organisieren. Aber die russische Regierung tat es allein mit eigenen Methoden und Menschen. Geeignete Leute kamen, die durch den „langen Rubel“, d. h. hohe Gehälter, herangelockt wurden. Dann kamen die billigen Arbeitskräfte, nämlich die Häftlinge. Ein großes Kombinat entstand. 1939 trafen die ersten Frauen ein.

Wir wurden eingekleidet. Der Polarwinter stand vor der Tür. Die Kleidung waren getragene Sachen. Meine wattegesteppte Hose war zwar gewaschen, aber zeigte Spuren von „weiblicher Reife“. Ich bekam eine passende Jacke und eine „Schapka“ (Fellmütze), die man über die Ohren ziehen konnte. So gekleidete Gestalten konnte man später im Fernsehen sehen. Auch gab man uns Decken. Als Schuhwerk bekamen wir „Walenki“ (Filzstiefel). Die sind in den eiskalten Gegenden unentbehrlich. Meine waren von unterschiedlicher Größe und es schien, als ob beide für den gleichen Fuß geeignet waren. Aber bei diesem Schuhwerk ist es egal. Dann gab es dazu Fußlappen. Man soll dabei die Nase nicht hochziehen, denn sie sind besser als Socken. Sie gehen nicht so schnell kaputt und sind leichter zu waschen. Der Fuß hat außerdem mehr Luft. Eine Ergänzung zu den „Walenki“ ist Papier oder Zeitung, das macht sie passender und wenn sie nass sind, auch trockener.

Unsere Unterkunft befand sich in einer der Baracken im Frauenlager. Die Baracke war ziemlich lang. Sie war in zwei Hälften geteilt. In der Mitte war ein gemeinsamer Schornstein für die zwei Feuerstellen, die für jede Hälfte als Heizung diente. Am anderen Ende war dann der Eingang. Innen zu beiden Seiten waren wiederholt zwei Betten nebeneinander und dann ein etwa ein Meter tiefer Gang dazwischen bis zum Ende. Da alles sehr stabil mit hohen Pfosten gebaut war, befanden sich oberhalb in einer durchgehenden Fläche die anderen Schlafplätze. Ich habe nie gezählt, wie viele wir waren. Zusammen links und rechts mussten es wohl 40 bis 50 gewesen sein. Wir Politischen hatten beinahe ausnahmsweise unsere Bettplätze oben, sie wurden „Nary“

(Pritschen) genannt, wie konnte es anders sein? So lagen wir nebeneinander auf unseren Habseligkeiten. Von Betten machen war kaum die Rede. Damals waren wir jung, das Hochsteigen machte uns kaum Mühe, obwohl es eine unbequeme Angelegenheit war. Auch auf so hartem Holz zu schlafen, war Gewohnheit. Bis heute kann ich weiche Matratzen nicht leiden. Wir hatten eine Diensthabende, die verpflichtet war, den Gang sauber zu halten, die Baracke zu heizen und das „Ballanda“⁴⁹, unser Essen zu holen, auch unsere Filzstiefel zum Trocknen zu bringen und wieder abzuholen. Das Essen bestand früh und abends aus einer unmöglichen Suppe, gekocht mit Mehl, getrockneten Fischen oder wer weiß was. Einmal im Monat bekamen wir Zucker und jeden Tag 300 Gramm Schwarzbrot. Es war so nass, dass es im Winter wie ein gefrorener Klumpen war. Gearbeitet haben wir sechs Tage die Woche. Sonntags konnten wir uns ausruhen. Es gab eine „Banja“, nur weiß ich nicht mehr, wie oft wir das Bad benutzen konnten. Dort haben wir unsere Wäsche gewaschen und in der Baracke, glaube ich, getrocknet. Die Toilette war groß nach russischer Art. Man musste hochsteigen und in der Hocke zusehen, dass man das Loch nicht verpasst und sich dazu noch bemühen, die Schuhe (Walenki) dann nicht schmutzig zu machen. Wir haben Angst gehabt, dass man unsere Kleidung vom Körper stiehlt. Das Wachpersonal waren Frauen. Von ihnen konnte man keine Hilfe erwarten.

In dem einen Jahr, als ich in diesem Lager war, hat man mich einige Male von meinen irdischen Gütern befreit. Dreimal kam ich abends zurück in die Baracke und meine Laken waren gestohlen. Von der Banja kehrte ich mal ohne Kleid zurück. Dann hatte ich eine schöne gestrickte ukrainische Bluse für Brot gekauft. Doch da die Bluse einer im ganzen Lager bekannten Diebin gefiel, musste ich ihr die Bluse geben, sonst hätte sie mir die sowieso weggenommen. Diese Frau von etwa 40 Jahren hat wahrscheinlich den größten Teil ihres Lebens in Gefängnissen und Lagern verbracht. Zur Arbeit ging sie prinzipiell nicht. Einmal, als wir am Tor standen, um herausgelassen zu werden, zog sie, um nicht arbeiten gehen zu müssen, bis auf ihren BH und Schlüpfer ihre Kleidung aus. Und das in winterlicher eisiger Kälte und Wind. Ab und zu kam eine Inspektion von höheren Militärs durch die Baracken. Man erzählte, dass sie bei solch einer Gelegenheit mal auf den oberen „Nary“ ohne Schlüpfer mit gespreizten Beinen saß, auf ihre „Mietze“ klopfte und die Militärs fragte, ob sie sie nicht gerne haben möchten. Sie ist übrigens nach drei-vier Jahren an Tuberkulose gestorben, dabei wollte sie nicht sterben.

In einer Baracke wohnten die Lesben. Berüchtigt war eine von ihnen. Sie trug nur Männerkleidung und fuchtelte und stolzierte mit einem Messer herum. Es gab nur einige Männer in unserem Lager, nämlich die „Narjadshiks“⁵⁰, die uns zur Arbeit schickten. Die hatten natürlich ihre Liebsten. Unter mir hatte so eine ihr Bett, und wenn ihr Freund sie nachts besuchte, benutzte er sie ohne Scham und das ganze Bett vibrierte. Es gab so viel Abstoßendes. Für mich waren sie Menschen aus einer anderen Welt. Es gab viele Geschlechtskranke, besonders mit Syphilis, aber die hatten ihre eigenen Lager.

Unsere erste Arbeit führte uns in die Tundra, um die Eisenbahngleise vom Schnee frei zu halten. Für uns etwa 25-30 Frauen war es eine unsinnige Arbeit, denn wir schaufelten den Schnee weg und während des Schneetreibens waren die Gleise genau wieder so bedeckt wie vorher. In der Frühe wurden wir am Tor von einigen Wachsoldaten abgeholt und zur Arbeit begleitet. Bei etwa minus 20 Grad Frost und Wind haben wir bis Mittag geschaufelt. Danach fanden wir Schutz in einer Hütte. Wir saßen um einen

49 Im Russischen feminin; Bezeichnung für eine Wassersuppe mit geringer Einlage aus Fisch und Pflanzen.

50 Bezeichnung für Häftlinge, die befugt waren, im Lager für Ordnung zu sorgen

großen heißen Ofen und aßen unser gefrorenes Brot, in dem wir es immer wieder auf den Ofen legten. Bis nachmittags ging es mit dem Schaufeln ohne Pause weiter. Es war Oktober-November, die Tage waren schon ziemlich kurz. Auf dem Nachhauseweg mussten wir uns einhaken, um gegen den „Purga“ (Schneesturm) zu kämpfen. Außer unserer wattierten Kleidung hatten wir uns eine Decke über den Kopf gelegt, um den Kopf und hauptsächlich das Gesicht zu schützen. Das alles war eine Qual. Einmal, während der Arbeit, musste ich austreten. Das tat man an Ort und Stelle. Aber nachher waren meine Hände so ohne Gefühl, dass die anderen Mädchen meine Hose hochziehen und zuknöpfen mussten.

Shenja hatte Kontakt zu mir. Er bemühte sich, dass ich eine andere Arbeit bekam. Auch besseres Brot ließ er mir zukommen. Er selbst wurde Küchenleiter in einem Männerlager und hatte einen „Propusk“ (Ausweis). Der Ausweis ermöglichte ihm überall hinzugehen, auch in die Stadt. Vielleicht kannte er dieses Leben von irgendwann früher, ich konnte ihn nicht danach fragen. Jedenfalls war es mein Glück, dass ich ihn kannte. Bald erhielt ich Arbeit in der „Banja“ als Reinemachefrau. Das dauerte aber nicht lange, denn der dort verantwortliche Mann erwartete von mir, dass ich intime Beziehungen mit ihm hätte. Da ich diese Forderung nicht erfüllte, musste ich gehen.

Die nächste Arbeitsstelle war in einem Sägewerk. Hier arbeiteten auch Männer. Wir Frauen mussten schwere, dicke, lange und nasse Bretter von der Säge zu einer anderen Stelle tragen. Dabei waren wir nur zu dritt. Ich habe mich geweigert und sagte, ich wolle noch Kinder in die Welt setzen. Da hat man uns noch zwei Frauen dazu gegeben. Als wir eines Morgens dort ankamen, sagte mir unsere Brigadierin (eine von den Kriminellen), dass ich am Tage woanders arbeiten werde. Sie führte mich zu einem Brigadier für Männer, der mir dann die Arbeit zeigen sollte. Der Mann war Türke und nicht besonders anzusehen. Er führte mich einige Treppen hinunter ins Sägewerk. Wir gingen in eine weit entfernte Ecke, wo nichts und niemand zu sehen war. Auf einer kleinen Bank setzte er sich und zog mich auf seinen Schoß. Er wollte, dass ich die seine werde und bot mir an, mir Brot und Speck zu geben. Im Guten sagte ich, es ginge nicht, denn ich hätte schon einen „Mushik“ – einen Liebhaber im Lager. Dabei dachte ich an Shenja. Da ist er aufgesprungen, warf mich zu Boden, zog ein Messer und drohte mir. Ich konnte mich nicht wehren, aber ich dachte, lieber tot als mit ihm was zu tun zu haben. Ich habe eine laute Stimme und ich habe geschrien. Trotz des Dröhnens der Maschinen hat unser Begleitwachmann mich gehört. Von Weitem ist er zu mir geeilt und der Türke ist auf und davon. Ich zitterte am ganzen Körper und fand keine Ruhe. Dann bin ich zur Werksleitung gegangen und habe alles erzählt. Er beteuerte, es wäre alles nur ein Spaß seinerseits gewesen. Ich brauchte jedenfalls dorthin nicht mehr zu gehen. Später erfuhr ich, dass er am Tage zuvor dasselbe mit einer Polin versucht hatte. Früher hatte ich von Ähnlichem gelesen, aber jetzt kann ich mir vorstellen, wie furchtbar eine Vergewaltigung sein muss.

Meine nächste Arbeit führte mich zu einer Baustelle. Es wurden vier- bis fünfstöckige Wohnblocks gebaut. Wir hatten Beton in vorbereitete Löcher für das Fundament auszufüllen. Ich verstehe nicht viel vom Bauen, nur weiß ich, dass hinter dem Polarkreis, wo der Boden ab einen halben Meter tief gefroren ist, das alles nicht so einfach ist. Wir hatten kleine unmögliche Schubkarren und so kräftig war ich auch nicht. Jedenfalls, als man meine Karre so voll gefüllt hatte, dass ich sie nicht von der Stelle bekam, kam eine Leidensgenossin von den Kriminellen zur Hilfe. Sie nahm meine Schubkarre, fuhr sie bei Seite und kippte einen Teil des Betons heraus und nickte mir zu, dass ich weitermachen sollte.

Dann kam ich dorthin, wo die Filzstiefel getrocknet wurden. In einem großen Raum war ein riesiger Ofen, den man tüchtig heizen musste. Die ganze Nacht durch, denn die Filzstiefel wurden abends gebracht und früh abgeholt. Die Stiefel wurden überall aufgehängt. Die Luft war stickig, denn die Stiefel waren feucht und manchmal sogar nass vom Schweiß und Außenfeuchtigkeit, besonders als die Tage länger und wärmer wurden. In der Nacht bin ich manchmal heraus in die frostige Kälte und habe dort gestanden und mir gewünscht, ein bisschen krank zu werden, um mal in der Baracke ausruhen zu können. Aber mein Körper war sicher durch unsere finnischen Saunas abgehärtet. Ich bekam nicht mal einen Schnupfen. Eines Tages trat ich, ohne zu wollen, barfuß in den langen heißen Feuerhaken. Ich wurde nicht krankgeschrieben, sondern musste humpelnd zur Arbeit gehen.

In den ersten Monaten im Lager suchte ich Landsmänninnen und fand eine Finnin. Sie war etwas älter als ich und hatte früher auf der karelischen Landenge gewohnt. Sie kannte in Norilsk einen jungen Mann, einen amerikanischen Finnen aus Petrosawodsk. Es stellte sich später heraus, dass er ein Klassenkamerad von mir war. Ich bekam Verbindung zu ihm. Im Winterkrieg 1939/40 kämpfte er gegen die Finnen und wurde von ihnen gefangen genommen. Ende des Krieges wurde er dann an Russland ausgeliefert und bekam acht Jahre Arbeitslager – als Strafe! Er wurde vorzeitig aus dem Lager entlassen. Obwohl er einen Personalausweis hatte, durfte er Norilsk nicht verlassen. Gesehen haben wir uns erst später, aber vorerst war ein Stück Heimat da. Er schrieb seinen Eltern, die in Sortavala am Ladogasee wohnten. Er erzählte von mir und siehe da, dort wohnten auch meine Mutter, Tante Hilja und Cousine Sylvia. Dann bekam ich einen Brief von Mutter. Diesen Brief werde ich nie vergessen. Es war ein Stück Papier geschrieben mit Bleistift, schlecht zu lesen und gefaltet in ein Dreieck, da es keine Kuverts gab. Den Brief habe ich etliche Jahre aufgehoben. Ich habe jedes Mal darüber geweint. Auch jetzt kann ich die Tränen nicht zurückhalten. In diesem Brief erzählte sie mir von Vater. Nach dem Ausbruch des Krieges mit Deutschland wurde Vater mit vielen anderen Ausländern interniert. Dann wurde er aus einem Lager, geschwächt vom Hunger und mit erfrorenen Füßen, in ein Dorf in Kasachstan entlassen.⁵¹ Dort ist er 1944 an Gangrän, d. h. Faulbrand, gestorben. Dabei hatte er immer beteuert, ich würde ihn von dort herausholen. Als ich den Auftrag ins Ausland zu gehen übernahm, hat man mir versprochen, für meine Eltern zu sorgen. Nichts ist daraus geworden! Mutter befand sich auf der Insel Valamo⁵² im Ladogasee, etwa 50 Kilometer entfernt von Sortavala. Dort war früher ein finnisches Kloster. Die Klosterbrüder mussten gehen, und die Sowjetmacht hat alte Menschen und Invaliden dorthin verfrachtet. Mutter hatte eine Geschwulst unterm Knie, die entfernt wurde. Sie konnte, weil dann das Bein kürzer war, nicht mehr laufen. Jahrelang hatte sie Tag und Nacht Schmerzen. Sie kam nur mit Krücken vorwärts. Das Leid traf nicht nur unsere Familie, sondern Millionen unsersgleichen. Außer Shenja hat mir auch mein ehemaliger Klassenkamerad mit Lebensmitteln geholfen. Deshalb habe ich nie den verhassten „Ballanda“ essen brauchen. Ich hatte Brot, um etwas anderes zu besorgen. Übrigens, unsere Diensthabe konnte wahrhaftig einen ganzen Kübel voll von dieser Suppe herunterschlingen. Das habe ich selber gesehen. Dabei ist ihr Bauch so groß wie ein Eimer geworden!

51 Zur Geschichte der Deportationen der Finnen und vieler anderer Ethnien durch die Sowjetmacht ist grundlegend das Werk von Pavel Polian, *Against Their Will: The History and Geography of Forced Migrations in the USSR*. Central European University Press, Budapest/New York 2004

52 Dies ist der finnische Name der bedeutenden Klosterinsel im Ladogasee, die auf Russisch Walaam heißt.

Der Winter war überstanden und der Sommer kam. Man sprach unter uns niemals von Monaten, sondern zählte die Jahre, immer Winter-Sommer. Im Februar kommen die ersten Sonnenstrahlen. Die Einheimischen, die ich nie kennen gelernt habe, feiern diesen Tag wie die Skandinavier die Johannismacht⁵³. Es musste Juli gewesen sein, da kam ich wieder auf eine neue Arbeitsstelle. Es wurde ein Lift für Industriezwecke auf einen Berg hinauf gebaut. Wir mussten die Löcher für die späteren Pfähle ausgraben. Den ganzen Tag saßen wir in unsren Löchern, befreiten sie von Lehm, Eis und Stein, nur um am nächsten Tag alles wieder von vorn zu beginnen. Über Nacht, die in Wirklichkeit taghell war, hat die immer scheinende Sonne alles wieder aufgetaut. Es gab viele Mücken und öfters machten wir nicht mehr, als mit Pflanzenzweigen zu wedeln, um sie zu vertreiben. Trotz dieser Ausgrabungsarbeit war die Natur wunderschön, auf alle Fälle für mich. Beinah vor meinen Augen wuchs hier alles in der Tundra. Es gab so viele Blumen und Wiesenpflanzen, wie es sie auch bei uns gibt. Wir freuten uns über die hellblauen, rosa- und lilafarbenen Blumen. Nur an eine rote Farbe kann ich mich nicht erinnern. Von der Lupine, die herangereift und kleine Erbsen hervorbrachte, haben wir gegessen. Diesen Weg durch die sommerliche Blumenwelt vergesse ich nicht.

Ende Juli 1947 muss es gewesen sein, da hat Shenja mir eine angenehme Arbeit besorgen können. Etwa 300-400 Meter von unserem Lager gab es eine zehn Kilometer lange Zone, wo es verschiedene Arbeiten gab. Dort arbeiteten Häftlinge mit früheren Häftlingen zusammen, Frauen und Männer und solche, die vom Festland zum Polarkreis wegen des langen Rubels (höherer Lohn) gekommen waren. Warum Festland? Nun, weil man den Polarkreis nur zwei Monate während des Sommers mit dem Schiff erreichen kann, im Winter mit dem Flugzeug. Es bürgerte sich ein, Sibirien als Festland zu bezeichnen. Meine neue Arbeitsstelle lag in der Tundra. Es war eine meteorologische Station. Es war so: Wenn es kälter als minus 40 Grad war, entweder nur Frost oder Frost mit Wind herrschte, brauchten die Lagerhäftlinge nicht zur Arbeit gehen. Am Anfang arbeitete ich dort allein. Jede Stunde musste ich Temperatur und Windstärke messen und an die Zentrale der „Dispatcher“, d.h. Betriebsregler, im Kombinat mitteilen. Es war eine schöne Arbeit, besonders alleine zu sein. Angst hatte ich nicht, auch nicht auf dem Weg dorthin. Ich hatte das Glück, niemals belästigt zu werden. Von unserem Lagertor wurden wir zum Tor der Arbeitszone von Soldaten begleitet, dann konnten wir allein gehen.

Einmal, als ich die gewünschte Meldung durchgegeben habe, endete ich nach Vorschrift mit meinem Namen und der Dispatcher erwiderte mit seinem Namen – Arabadshi. Einen Moment war Stille und dann stellten wir fest, dass es mein ehemaliger Trainer vom Schwimmen in Leningrad war. Genauso wie mein Klassenkamerad hat er acht Jahre wegen finnischer Gefangenschaft erhalten und ist auch in Norilsk gelandet.

Shenja hat mich auch besucht. Seit Lemberg hatten wir uns nicht gesehen. Zum ersten Mal haben wir uns geliebt. Dabei muss ich sagen, unter jenen Umständen war es nicht das Richtige für mich. Es hatte aber zur Folge, dass ich schwanger wurde. Der Leiter der Station erfuhr davon sowie noch zwei andere Angestellte. Außer diesem Wetterdienst hatten wir angefangen, eine Statistik über das Wetter in Norilsk anzufertigen. Bei dieser Arbeit habe ich mich mit der Benutzung des russischen Rechenapparates vertraut gemacht und meine Fähigkeiten gefestigt. Ob ich es noch heute so flink fertig bringen würde?

53 Nacht auf den Johannistag vom 23. auf den 24. Juni

Das Speziallager

Es kam eine Änderung für uns politische Häftlinge. Wir wurden abgesondert in ein Speziallager. Diese Anordnung kam von Berija⁵⁴, d.h. von der Staatssicherheit. Einerseits hatten wir ein ruhigeres Leben im Lager, andererseits bekamen wir keinen Lohn für unsere Arbeit. Das hieß, kein Geld bei der Entlassung bzw. nach abgelaufener Strafzeit. Außerdem durften wir nur zwei Briefe im Jahr nach Hause schicken und die in russischer Sprache. Wo Frauen und Männer zusammenarbeiteten, da kamen auch Schwangerschaften vor. In unserem Speziallager waren schon einige kleine Kinder und mehrere schwangere Frauen. Man hatte eine extra Baracke zur Betreuung dieser Kinder. Sie erhielten bessere Lebensmittel. Allerdings, Frischmilch gab es keine. Schwangere sowie stillende Mütter brauchten nicht arbeiten zu gehen. Eine Frau hatte schon das dritte Kind. Sie sagte, sie würde so lange Kinder gebären, bis sie entlassen würde. Ich verlor einen Sinn für die Zeit. Wann wir in dieses Lager kamen, weiß ich nicht mehr. Alles bei mir konzentrierte sich auf mein kommendes Kind. Hier begegnete ich übrigens die Ukrainerin Galina Wassilewna wieder und lernte andere deutschsprachige Leidensgenossen kennen. Da war z. B. eine schwangere Wolgadeutsche⁵⁵, die überhaupt kein Russisch sprach. Ich stand ihr immer beiseite, wenn sie sprachliche Hilfe brauchte. Sie hat fünf Jahre Arbeitslager bekommen, weil man eine Bibel bei ihr fand. Sie war eine einfache Frau, arbeitsam und gutmütig. Irgendein Tatar hat sie geschwängert. Sie gebar einen hübschen braunäugigen gesunden und lebenslustigen Jungen, mit dem sie später das Lager verließ.

Ich glaube nicht an Träume und doch hatte ich einen Traum, der sich in der nächsten Nacht wiederholte und mich zum Nachdenken erregte. Im Traum kam ein Säugling vor, er lag ganz ruhig mit ausgebreiteten Armen. Der restliche Körper war im weißen Tuch fest umhüllt wie ein Kreuz. Noch heute sehe ich das Bild ganz deutlich vor mir. Wann meine Tochter zur Welt kam, weiß ich nicht mehr so genau. Es muss April oder Mai 1948 gewesen sein. Wie ich schon sagte, für uns zählten nur Winter und Sommer in der Zeitrechnung. Im Krankenhaus traf ich Dr. Janda wieder. Er arbeitete dort als Chirurg. Dort war auch das junge Mädchen, das mit uns am Fluchtversuch beteiligt war. Ich glaube, trotz des Altersunterschieds von 15 Jahren hätte Dr. Janda sie gern gehabt. Man hat sie dort als Krankenschwester ausgebildet. Ihr Name kommt mir leider nicht ins Gedächtnis. Shenja besuchte mich bzw. uns dort. Er brachte Geschenke. Nach seinem Vorschlag nannten wir unser Kind Aili nach meiner [Stief-]Mutter.

Die nächste Zeit im Lager verging mit dem Besuch beim Kind. Nur wenn es Zeit zum Stillen war, durften wir hin. Aili war ein großes stilles Kind. Ich vermisste bei ihr das übliche Schreien und Lachen eines Säuglings. Dann bekam sie Meningitis – Hirnhautentzündung, sie war ein halbes Jahr. Verschiedene Kinder erkrankten daran. Ich kam mit ihr ins Krankenhaus. Es war vielleicht Oktober oder November. Der junge wolgadeutsche Kinderarzt konnte ihr nicht helfen und eines Tages erlosch ihr Leben neben mir im Bett. Sie wurde irgendwo in ein Massengrab von ewigem Eis gelegt. Ich begriff, dass das Kind von Anfang an nicht lebensfähig gewesen war. Es sollte nicht sein und mein Traum von damals hatte sich bewahrheitet. Im Krankenhaus blieb ich noch eine kurze Zeit und half ein wenig bei der Pflege der Patienten. Etwas schmunzeln muss

54 Lawrenti Berija (1899-1953), von 1938 bis 1953 Chef des sowjetischen Geheimdienstes NKWD

55 Die Autonome Republik der Wolgadeutschen wurden nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion 1941 zwangsweise aufgelöst, die Bevölkerung von fast 500.000 Menschen nach Kasachstan (ca. 27 %) bzw. Sibirien (ca. 73 %) in Lager des Gulag deportiert.

ich, wenn ich an den wolgadeutschen Kinderarzt denke und seine Fragen, das Kind betreffend: Wie schläft sie? Wie isst sie? Wie scheißt sie?

Da es einen Zuwachs an Kindern gab, hat man eine größere Baracke für sie gebaut. Eine Zeit waren dort 68 Kinder. Man brauchte dort Mitarbeiter und irgendwie bekam ich die Stelle einer Oberin. Ich war verantwortlich für die Wäsche, Lebensmittel, Inventar und natürlich die Sauberkeit. Wir hatten eine Köchin, eine Krankenschwester, einige Kindermädchen und zwei Frauen für die Wäsche. Die Kinderräume wurden überschwänglich ausgestattet. Blaue Velourgardinen, Spielzeug, Bettwäsche und Windeln waren neu. In dieser Tätigkeit verbrachte ich meine Arbeitszeit bis auf die letzten zwei Monate vor meiner Entlassung.

Außer der vorher erwähnten hatten wir eine freie Ärztin aus Sibirien, die täglich zu uns kam. Sie war ganz passabel, nur bildete sie sich ein, mehr zu sein als wir. Als die ersten Spielsachen kamen, fehlte gleich eine große Puppe. Die hatte sie sich für ihr Töchterchen angeeignet. Die Köchin und die Waschfrauen waren größtenteils Ukrainerinnen von der polnischen Seite, sogen. Bandera-Anhängerinnen.⁵⁶ Sie hatten ihren Vätern oder Brüdern geholfen, gegen die sowjetischen Truppen zu kämpfen, oder sie hatten es selbst getan. Daher hatten sie manchmal eine Strafe von zehn Jahren zu verbüßen. Es waren alles nette und ordentliche Frauen und Mädchen, gute Katholikinnen. Ich hatte eine kleine Kammer für mich, wo ich die Wäsche und Lebensmittel aufbewahrte. Übernachten durfte ich dort nicht. Ich musste dann in die Baracke gehen.

Die Lebensmittel holte ich jeden Tag von einer bestimmten Baracke ab. Der Lagerleiter war übrigens ein Mann, ein Lette, so wie einer unserer Ärzte. Eine bestimmte Zuteilung bekam jedes Kind nach Alter. Allerdings war kein Kind älter als drei Jahre. Nach Erreichen dieses Alters wurden die Kinder nach Sibirien ins Kinderheim gebracht. So erhielten wir Zucker, Butter, Grieß, Mehl, Nudeln, Eierpulver und auch Kartoffeln und Gemüse je nach Jahreszeit, ich glaube aus Beständen der USA-Kriegshilfe. Die Milch war nur gezuckerte Kondensmilch. Da die Menge manchmal nicht eine volle Büchse war, habe ich oft gutgeschrieben bekommen, was ich ab und zu dem Lagerleiter überließ. Dafür gab er uns Hering, Kartoffeln oder etwas anderes. Mit diesen zusätzlichen Lebensmitteln hat die Köchin zu Weihnachten und Ostern für uns alle etwas zubereitet. Insgeheim haben wir es dann eine nach der anderen in der kleinen Küche gegessen. Außerdem wurden die Speisen, die die Kinder nicht aufgegessen hatten, von uns verputzt.

Angrenzend an unser Lager befand sich ein Frauenlager für Zwangsarbeiterinnen, d.h. für solche, die 20 Jahre Strafe und mehr hatten. Unsere Lager waren durch zwei Reihen Stacheldraht mit einem Zwischenraum von zwei Meter getrennt. In diesen Zwischenräumen patrouillierte ein bewaffneter Soldat. Da jene kein eigenes Badehaus hatten, wurden sie unter Bewachung zu uns geführt. Wir erkundigten uns dort nach Landsleuten. Und fanden auch eine junge Frau aus Petrosawodsk. Es war Kaiho S., welche dieselbe Schule besucht hatte wie ich. Da sie jünger war, besuchte sie eine andere Klasse, aber sonst kannten wir uns. Es war uns untersagt, mit unsersgleichen Verbindung aufzunehmen. Es gelang mir jedoch bei dem Besuch des Bades, mit ihr zu sprechen und ihr Brot zu geben.

Die Frauen in ihrem Lager hatten schwere Arbeit. Sie waren damals am Aufbau eines Fluggeländes eingesetzt. Auch das Essen war nicht ausreichend. Sie sagte mir mit

56 Stepan Bandera (1909-1959) war Anführer der OUN (Organisation Ukrainischer Nationalisten) und der UPA, der Ukrainischen Aufstandsarmee, die im 2. Weltkrieg mit der Wehrmacht im Kampf gegen die Rote Armee kollaborierte. 1959 wurde er in München von einem KGB-Agenten ermordet.

Tränen in den Augen, als ich sie einige Male mit Brot versorgte, ein Engel hätte mich zu ihr geschickt. Ihre Geschichte war bitter. Als der Krieg mit Deutschland begann⁵⁷, wurde sie gezwungen, als Kundschafter an die finnische Front zu gehen. Die Finnen nahmen sie gefangen und sie kam ins Gefängnis, wo sie dann in der Küche arbeitete. Ein finnischer Bürger lernte sie kennen und heiratete sie. Auf diese Weise kam sie dann aus dem Gefängnis. Ihr Glück war nur von kurzer Dauer, denn als der Frieden zwischen Finnland und der Sowjetunion unterzeichnet wurde,⁵⁸ hat irgendjemand sie verraten und die Finnen mussten sie ausliefern. Die Russen beschuldigten sie, Spionage für die Finnen gemacht zu haben. Sie wurde so lange geschlagen, bis sie es zugab, obwohl es gar nicht stimmte. Sie wurde zum Tode verurteilt. Sie bat ihre Mutter, ein Gnadengesuch einzureichen. Das tat sie und das Ergebnis waren 20 Jahre Zwangsarbeit. Ihr weiteres Schicksal ist mir bekannt, nach Stalins Tod wurde ihre Strafe ausgesetzt, genau wie bei vielen anderen. Sie kam zurück nach Karelien. In Petrosawodsk durfte sie nicht leben. Ob sie geheiratet hat, weiß ich nicht, jedenfalls gebar sie einen Sohn. Als sie einmal jemandem über ihr Leben erzählte, kamen gleich zwei Männer vom Geheimdienst und haben ihr zu verstehen gegeben, dass sie das in Zukunft unterlassen soll. Unlängst erfuhr ich, dass sie heute in Tallinn lebt.

Eine Zeit hatten wir 68 Kinder zu betreuen. Als einige an die drei Jahre waren, sollten sie nach Krasnojarsk ins Kinderheim geschickt werden. Wegen der Mütter wollte man alles in der Nacht abwickeln. Doch die erfuhren davon und es war ein Geschrei und Wehklagen in dieser Nacht. Besonders erinnere ich mich an eine Zigeunerin, die von ihrem Töchterchen getrennt wurde. Ich konnte diese Frauen gut verstehen. Auch ich habe deswegen in den Jahren bittere Tränen geweint.

Ich hatte manche kleine Differenzen mit unserer Fr. Dr. Einmal z.B. warf sie mir vor, dass Butter fehlte. Ich habe sie dann darauf aufmerksam gemacht, dass die Köchin Bratkartoffeln mit Butter zubereitet hat. Die Ärztin wurde aufgestachelt von einer ukrainischen Ärztin (Lagerinsassin), die interessiert war, eine eigene Landsmännin auf meinen Platz zu setzen. Das gelang ihr auch, eineinhalb Monate vor meiner Entlassung aus dem Lager. Ich wurde geschickt, um einen großen Graben für eine Kanalisation auszuheben. Da ich einige Zeit etwas mit dem Blinddarm zu tun hatte, hat Dr. Janda mir eine Krankenhauseinweisung gegeben, um ihn entfernen zu lassen. Man hat mich aber nicht in das Krankenhaus gelassen. Und so blieb mir nichts übrig, als mich Tag für Tag mit den anderen Frauen mit Schaufel und Pickel zu betätigen. Aber auch diese Zeit ging vorüber.

In „Freiheit“

Vorbereitungen für meine Entlassung hatte ich natürlich nicht. Nur meine Lederjacke hat eine Schneiderin zu einer hübschen Damenjacke geändert. Anfang Juni durfte ich dann mit meinem Koffer, den man vom Wachpersonal am Tor erst untersuchte, einen Schritt in die Freiheit tun. Ich hatte nur zehn Rubel Geld und wusste nicht, wo ich übernachten konnte. Zuerst habe ich Galina Wassilewna aufgesucht, die kurze Zeit vor mir wegging. Aber bei ihr durfte ich nicht bleiben. Sie hatte allerdings nicht mal ein Zimmer, sondern nur eine Kammer mit Platz für ein Bett, so hauste sie. Mein nächster Weg war zu den Wolgadeutschen, wo die eine, wie ich schon erwähnte, mit ihrem Tatarenjungen wohnte. Sie hatten ein Zimmer mit drei Betten. Alles belegt, sogar zu zweit, doch ich konnte bleiben. Ich schlief auf Koffern, die zwischen zwei Bettenden

57 Am 22. Juni 1941

58 Am 10. Februar 1947

lagen, einen Monat lang. Dann musste ich gehen, weil einer der Männer eine Freundin in unserem Lager hatte, die auf mich eifersüchtig war. Schließlich gelang es mir eine Unterkunft bei einer Finnin zu finden. Ich traf meinen Klassenkameraden einige Male und borgte mir von ihm für den Anfang 300 Rubel. Er machte mir, nicht persönlich, sondern durch die Finnin, bei der ich wohnte, einen Heiratsantrag. Meine Antwort war, ich könnte nicht, weil ich ihn nicht liebe. Kurze Zeit danach wurde er irgendwo in die Gegend von Krasnojarsk ausgewiesen. Ich habe ihn nicht mehr gesehen und bin ihm bis heute das Geld schuldig geblieben. Um eine Arbeit zu finden, habe ich mich an meinen ehemaligen Schwimmtrainer gewandt. Er half mir und ich kam in einen Betrieb, wo Nickel von dem Erz im Flotationsverfahren abgesondert wurde. Der Betriebsleiter machte ein Fernstudium. Für ihn habe ich seine Englischarbeit angefertigt. Da ich kein Geld dafür genommen habe, hat er mir die höchste Lohnstufe gegeben. Darüber waren andere Frauen sauer. In den zwei Monaten verdiente ich 2000 Rubel. Aber mein Glück dauerte nicht lange, denn eines Tages wurde ich aufgefordert, in zwei Tagen Norilsk zum Verbannungsort Dudinka zu verlassen. Als Grund wurde angegeben, ich hätte mich mit anderen Häftlingen auf der Straße unterhalten. Das stimmte, denn ich kannte sie aus dem Lager, obwohl, wer weiß, was der Grund wirklich war. Noch einige Zeit vor meiner Abreise hat Shenja mich in meiner Wohnung besucht. Er wollte weiter enge Freundschaft mit mir, aber ich wollte es nicht mehr. Schon lange wusste ich, dass er eine Frau fürs Bett hatte. Das habe ich ihm auch gesagt.

Von Galina Wassilewna, mit der ich immer noch Verbindung hatte, nahm ich Abschied und fuhr mit der Bahn nach Dudinka ins Ungewisse. Diesmal war ich wenigstens nicht mittellos. Dort angekommen, erkundigte ich mich nach finnischen Landsleuten. Ich fand welche, wo ich wenigstens die erste Nacht verbringen konnte. Dort lernte ich auch den finnischen Flieger Unto P. aus Helsinki kennen. Er lebte genau wie viele andere hier in der Verbannung. In welcher Weise und aus welchen Gründen er dorthin kam, weiß ich nicht mehr. Da war in Dudinka noch ein älterer Herr, ein Kaufmann aus Helsinki. Er war ein feiner Mann, trug geduldig sein Schicksal, arbeitete als Heizer und lebte gleich in seiner Wirkungsstätte.

Ich fand Unterkunft bei einer Finnin. Arbeit bekam ich in dem dort befindlichen Kombinat. Das Kombinat hatte eine Tischlerei (auch mit Malerarbeiten) und andere Dienstleistungen, darunter ein Friseurgeschäft. Bei den Friseuren begann ich als KassiererIn zu arbeiten. Das Kombinat wurde übrigens von Wolgadeutschen geleitet. Die Arbeiter waren meistens Letten und Esten. Es war auch ein Chinese dabei. Keine Ahnung, wie er da hinkam. Er konnte kaum Russisch sprechen. Ich kam sehr schnell mit der Arbeit und den Friseuren zurecht. Es gab keine Probleme. Der Leiter war ein fleißiger kleiner Mann von jüdischer Abstammung. Er war mit einer puppenhaften Frau, wenn ich so sagen darf, verheiratet, die er sehr verehrte. So jung waren die beiden nicht mehr. Dann war da eine Lettin, sie hätte meine Mutter sein können. Sie gab mir später viele gute Hinweise und half mir. Wir sprachen fast nur Deutsch miteinander. Es waren noch Wolgadeutsche und zwei Frauen aus der sibirischen Gegend da, die wegen des langen Rubels nach Dudinka gekommen waren. Ich hatte einen Achtstunden-Arbeitstag. Mit der Zeit, da das Geschäft länger offen war, begann ich selbst, das Haarschneiden zu üben. Das gelang mir nicht schlecht. Nur vor dem Rasieren hatte ich Angst. Nach einiger Zeit erlaubte man mir, als Herrenfriseur zu arbeiten.

Wir hatten im Geschäft keine Probleme. Unser kleiner Chef machte mich darauf aufmerksam, dass wir sparsam z. B. mit Eau-de-Cologne beim Sprühen nach der Rasur umgehen sollten. Er fragte kaum seine Kunden, ob sie dieses oder jenes gemacht haben wollten, z. B. einen heißen Umschlag aufs Gesicht vor der Rasur oder Eau-de-Cologne

danach, sondern erledigte alles sehr schnell, bevor der Kunde den Mund auftun konnte. Wir haben natürlich unseren Spaß daran gehabt. Auf diese Weise hatte er einen guten Umsatz. Später erfuhr ich, dass er das eingesparte Eau-de-Cologne heimlich an Trinker verkaufte, denn Wodka war nicht zu haben.

Der Wolgadeutsche war mir gegenüber sehr liebenswürdig. Obwohl er verheiratet war, versuchte er sich mir zu nähern. Er versprach mir ein gutes Rasierwasser zu schenken, wenn ich mit ihm nach Geschäftsschluss alleine bleibe. Darauf habe ich mich nicht eingelassen.

Eine kurze Zeit wohnte ich bei einer wolgadeutschen Frau, Elfriede. Viele Wolgadeutsche wurden in diese Gegend verbannt, gut oder schlecht kamen sie zurecht. Die Eltern von Elfriede hatten ihr geraten, einen doppelt so alten Georgier zu heiraten. Was sie auch tat. Die Eltern selbst sind weiter nach Osten nach Sachalin gegangen. Elfriedes Mann, so an die 50, hat ein kleines solides Haus gebaut. Er erschien mir wie ein richtiger Geschäftemacher. Er wusste, wie und wo Geld zu machen sei. Sie hatten einen vierjährigen Sohn und der Vater hat öfters an dem Glied des Jungen gezogen und meinte, dass es dadurch groß und stark würde. Elfriede war erfreut, mich dort zu haben, denn sie hatte sonst niemanden, mit dem sie sich aussprechen konnte. Obwohl ich in der Küche schlief, gefiel es mir sehr gut. Ihrem Mann gefiel es nicht, dass wir immer Deutsch sprachen. Und als ich ihr einmal das Buch „Anna Karenina“⁵⁹ zum Lesen gab, meinte er, ich müsse gehen. Er hatte Angst, dass sie ihn eines Tages verlassen würde. Ach, wohin hätte sie gehen sollen?

Bald hatte ich einen Verehrer. Ein Este aus Tallinn, Lembit T. Er erledigte Malerarbeiten in der Tischlerei. Sein eigentlicher Beruf war Zeichner/Plakatmaler/Graphiker. Er hatte auch fünf Jahre in Norilsk verbracht. Das Leben war nicht leicht und niemand von uns wusste, wie lange die Verbannung dauern würde. Wir beschlossen uns zusammenzutun. Da ich Finnin war, wurde er von anderen Esten nicht verurteilt. Unsere erste Behausung war eine einsame Baracke etwas abseits in der Tundra. Wir waren drei Paare in einem Schlafräum. Auch die Küche benutzten wir gemeinsam. Es dauerte nicht lange und ich wurde schwanger. Aber nach etwa zwei Monaten bekam ich nachts eine Blutung. Ich war nicht sicher über die Folgen. Ich beschloss noch einige Tage mit dem Arztbesuch zu warten. Doch eines Tages fühlte ich mich sehr unwohl und blieb allein in der Baracke. Als ich starke Leibscherzen bekam, hockte ich mich über eine große verrostete Schüssel, die sich auf dem Fußboden befand. Darüber an der Wand hing so ein mit Wasser gefüllter Behälter, welcher uns als Waschgelegenheit diente. Und dann kam die Frühgeburt. Was tun? Ich zog mich an, nahm einen Spaten und brachte den kleinen in einer Blase schwimmenden Embryo heraus, weiter weg in die Tundra. Es gelang mir, ihn in den gefrorenen Boden einzugraben. Am nächsten Vormittag ging ich zum Arzt, wurde aber nicht aufgenommen, zu viele Patienten. Nachmittags kam die Nachgeburt und ich tat dasselbe, wie am Tag zuvor. Erst am dritten Tag gelang es mir, mich beim Arzt vorzustellen, es war eine Ärztin. Sie befragte mich, wie ich die Frühgeburt herbeigebracht habe. Sie glaubte nicht, dass ich nichts damit zu tun hatte und dass ich das Kind behalten wollte. Sie machte mir eine Ausschabung ohne Narkose. Es war, als ob man mir im ganzen Leib bohrte. Immer wieder stellte sie die Frage, was ich gemacht habe. Ich habe nicht geschrien. Mein finnischer Stolz ließ das nicht zu, aber es war hart!

Lembit und ich bekamen endlich unsere eigene Wohnung. Es gab eine Baracke, wo an einem Ende lettische Männer wohnten, am anderen Ende wohnten wir. Ein großes Zimmer war mit einer Bretterwand geteilt. Vorne war die Küche mit Ofen und hinten

59 Romanklassiker (veröffentlicht 1877/78) von Lew Tolstoi (1828-1910)

hatten wir unser Bett. Ein Gestell war unser Kleiderschrank. Das Bett war natürlich primitiv, unten die Bretter und als Matratze ein großer Sack, gefüllt mit großen Sägespänen, wenigstens weicher als ohne sie. Das Fenster in der Küche war im Winter ganz zugeschneit, wie auch unsere Baracke. In der Zeit, als wir dort wohnten, mussten wir uns ein paarmal vom Schnee befreien bzw. den Schnee von der Außentür wegräumen, um wieder herauszukommen. Gleich am Eingang hatten wir einen Vorraum. Dort befand sich das Holz und an der Wand ein kleiner Gefrierschrank (im Winter). In diesem kleinen Schrank hielt ich die Lebensmittel. Im Winter konnten wir manchmal auf Vorrat Rebhühner kaufen (oder waren es Schneehühner?). Sie hatten ganz weißes Gefieder. Es gab auch Fisch und Wildgans, wenn es die Zeit war. Unto, der finnische Flieger, hatte uns eine Angorakatze geschenkt. Wegen der Katze mussten wir einmal einen großen gekauften Stör über Nacht über dem Tisch aufhängen. Frische Milch konnte man auf dem Basar auch im Winter kaufen. Allerdings war sie vorher auf einem Suppenteller eingefroren worden. Draußen hatten wir eine Einmanntoilette für alle. Im Winter konnte man durch einen kleinen Schneetunnel dorthin gelangen. Wir haben sie nach Möglichkeit nicht genutzt. Ich auf alle Fälle nicht. Wir erledigten alles im Eimer, den wir natürlich wegbrachten.

In dieser Zeit schrieb ich an die sowjetische Botschaft in Prag. Ich bat um die Adresse von Onkel Anton. Ich wollte endlich Bescheid über meinen Jungen erhalten. Es dauerte lange, aber die Anschrift erhielt ich dann, aber umsonst schrieb ich an die Adresse. Kein Brief gelangte an das Ziel. Mutter schrieb ich öfters. Sie hat mir auch etliches geschickt, z. B. einen altmodischen Pelzmantel, den sie noch in den USA geschenkt bekommen hatte. Der Mantel war mir willkommen. Dazu hatte ich eine billige schwarze Schapka, allerdings nicht aus Fell. Ich konnte keinen Staat mit meiner Kleidung machen. Das machte mir nichts aus. Meine Gesundheit war mir wichtiger. Mutter schickte ich auch Onkel Antons Adresse. Sie wiederum hat sie dann an Tante Hilja in Kanada geschickt. Einige Jahre später erfuhr ich, dass diese Adresse in der Rhön die DDR war. Onkel Anton wurde einmal mit meinem Sohn Siegfried zur russischen Kommandantur bestellt. Dort hat man ihm mitgeteilt, dass eine Verwandte in Kanada bereit wäre, den Jungen zu sich zu nehmen. Onkel Anton erklärte aber, dass er nur der leiblichen Mutter das Kind geben würde.

Ich wurde wieder schwanger. Lembit wollte kein Kind, denn er hatte eine Frau und einen Sohn zu Hause. Ich aber freute mich, da ich damals noch nicht wusste, ob ich meinen Sohn jemals wieder sehen würde. Ich war inzwischen 33 Jahre alt.⁶⁰ Komisch, als junges Mädchen habe ich immer gedacht, wenn ich keinen passenden Mann finde, würde ich von einem oder einem anderen Mann zwei Kinder bekommen und sie alleine aufziehen. So ist es teilweise in meinem Leben gekommen. Sie zu haben, da war für mich eine Aufgabe in mein Leben gekommen. Mögen mein Sohn und meine Tochter mir verzeihen, dass sie keinen Vater gekannt haben. Im August 1952 gebar ich eine Tochter, die nach Vorschlag von Lembit den Namen Sylvia bekam.

Sylvia war ein gesundes Kind. Nur schrie sie oft im ersten Monat. Ich dachte, sie habe Blähungen, und habe warme Wickel um das Bäuchlein gelegt. Eines Tages bin ich zu unserer lettischen Friseurin gegangen, um eine Dauerwelle machen zu lassen. Ich habe sehr glattes Haar. Mutter hatte mein Haar schon als Kind versucht mit der Brennschere zu verschönern. Als ich zwölf Jahre alt war, wurden mir die ersten elektrischen Dauerwellen in Detroit gemacht. Damals konnte man, ohne zu bezahlen, dieses Experiment über sich ergehen lassen. Ohne Mutter zu fragen, bin ich dahin gegangen. Als

⁶⁰ Es handelt sich also um das Jahr 1951.

ich mit Lockenkopf nach Hause kam, fand Mutter mein Haar ganz passabel, sogar nett. Von dieser Zeit an habe ich immer, wenn möglich, eine Dauerwelle machen lassen. So war es auch diesmal und meine Kleine nahm ich auch mit. Die Friseurin schaute Sylvia an und sagte: „Wissen Sie, die Kleine hat Hunger.“ Ich war erschrocken. Ich hatte doch genug Milch in der Brust. Nun, uns gegenüber wohnte der Arzt Petrow. Da er eine kleine Tochter hatte, hatten sie eine eigene Kuh. Dort habe ich dann einen halben Liter Milch für fünf Rubel gekauft. Ohne sie zu kochen, habe ich erst mit dem Löffel und dann direkt aus der Tasse Sylvia die Milch verabreicht und weg waren die Bauchschmerzen. Sie gedieh prächtig. Ab anderthalb Monaten begann ich mit Lebertran und sie bekam jeden Tag ein wenig mehr. Als es im Sommer Zitronen zu kaufen gab, habe ich sie in dünnen Scheiben schichtweise mit Zucker in ein Glas gelegt. Von diesem Sirup bekam Sylvia auch regelmäßig. Die meisten kleinen Kinder hinter dem Polarkreis hatten Rachitis, Sylvia nicht. Sie hatte keinen großen Bauch oder dünne Beine. Ich bin mit ihr jeden Tag bei jedem Wetter spazieren gewesen. Lembit hat ihr einen Schlitten gebaut, den ich schieben konnte. Meine Mutter hat ihr ein Mäntelchen mit Kapuze aus künstlichem Fell geschickt. Ihre Kleidung habe ich selber mit der Hand genäht. Ich hatte keine Nähmaschine. Lembit hat ein schönes Bett gebaut. Damit ich am Tage arbeiten gehen konnte, hat er Nachtschicht, d. h. zwei Schichten gemacht, um am Tage für unsere Kleine zu sorgen.

Wir hatten auch Freunde, z. B. ein Ehepaar aus Sibirien, eine Russin und ein Rumäne. Sie hatten zwei kleine Kinder und wir haben sie ab und zu besucht. Einmal, als Sylvia zwei Jahre alt war, sind der Rumäne und ich mit unseren Kindern zum Jennissej schwimmen gegangen. Das Wasser war herrlich, aber wir waren nicht lange drin, als wir merkten, dass ein Schwarm Mücken aus der Ferne auf uns zukam. Wir haben uns schnell angezogen und machten uns auf den Weg nach Hause.

Manchmal haben uns estnische Freunde besucht. Sie haben estnisch gesprochen und ich finnisch. Die zwei Sprachen sind ziemlich ähnlich. Man konnte sich verständigen. Mit der Zeit habe ich auch ein wenig Estnisch gelernt. Ein junger Este, der uns besuchte, war sehr musikalisch. Er brachte manchmal sein Akkordeon mit und wir haben gesungen, ich weniger, denn ich konnte die Lieder nicht. Eine Melodie hat sich bei mir eingeprägt, weil sie mir so gefiel. Später habe ich das Lied hier in Deutschland gehört. So sind die Worte: „Wir sind immer zusammen, wie der Wind und das Meer.“ Dieser musikalische Este lernte eine sympathische und intelligente Ukrainerin kennen. Sie hatten sich gerne, aber weil sie keine Estin war, verschmähten ihn seine Freunde. Ich hatte eine Spezialität für die junge schwangere Frau, die uns oft mit ihrem Mann besuchte, nämlich Speiseeis. Sie ließ es sich schmecken und ihr Mann meinte, dass die Kleine im Bauch sich bestimmt erkälten würde. Das Rezept für das Eis weiß ich nicht mehr so genau. Hauptsächlich machte ich es aus gezuckerter Kondensmilch, Milch, Eigelb etc. Die fertige Mischung gab ich in eine Alumilchkanne, die ich dann fortwährend schüttelte, in einem Eimer mit Schnee und Salz.

Ich erwähnte unsern Nachbarn Dr. Petrow. Er war einer der vier Kremlärzte, die angeblich an Gorkis Tod⁶¹ schuld waren. Ein anderer war Chirurg in Norilsk, im Krankenhaus, wo sich Dr. Janda befand. Dr. Petrow hatte seine Strafe schon hinter sich. Er durfte aber Dudinka nicht verlassen. Er lebte mit einer jüngeren Frau, einer Krankenschwester aus Sibirien. Jeden Tag nach seinem Dienst im Krankenhaus hat er

61 Gemeint ist Maxim Gorki (eig. Alexej Peschkow), russisch-sowjetischer Schriftsteller (1868-1936). Das Gerücht über eine medizinische Fehlbehandlung, die zu seinem Tod geführt haben soll, ist nie verifiziert worden.

seine kleine Tochter im Schlitten ausgeführt. Sylvia hat ihr erstes Weihnachten mit knapp 1 1/2 Jahren bei ihnen verbracht. Lembit hat ab und zu kleine Reparaturen bei ihnen ausgeführt.

Es lebten viele Letten in Dudinka. Die meisten waren Frauen und ältere Menschen. Als die Russen Lettland 1940 besetzt hatten, wurden die Männer in leitender Stellung verhaftet und umgebracht. Ihre Angehörigen wurden nach Sibirien verfrachtet.⁶² Sie erzählten, als sie dort ankamen, waren keine Wohnungen vorhanden und sie lebten die erste Zeit in Erdhöhlen. Dann haben sie ihr Holz selbst geholt und Unterkünfte gebaut. Noch in Riga hatten die Militärs einmal die lettischen Kinder geholt und in Viehwagen gesteckt. Die Kinder wurden wahrscheinlich vergessen und als man dann später nach ihnen sehen wollte, waren alle tot. Vielleicht hat unsere sympathische, aber traurige Zahnärztin ihre zwei Kinder auf diese Weise verloren.

Unto, der finnische Flieger, wurde schwer krank. Nur dank der guten Fürsorge der finnischen Ärzte kam er wieder auf die Beine. Er war ein liebenswürdiger und intelligenter Mann. Wenn er nicht krank geworden wäre, wären wir uns vielleicht näher gekommen. Die einzigen Photos, die meine Tochter und ich von damals besitzen, haben wir ihm zu verdanken. Er hatte mich und meine Kleine gern. Als wir später Dudinka verlassen konnten, hätte er uns mit nach Finnland genommen, denn er war geschieden. Mein Weg war ein anderer. Ich musste zurück zu meinem Sohn.

In der Tundra wuchsen ein Meter hohe Nadelbäume. Obwohl sie mickrig waren, sind sie zur Weihnachtszeit begehrt gewesen. Es geschah einmal, dass zwei kleine Jungen Silvester auf Skiern loszogen, um Bäume zu holen. Ein aufkommender Schneesturm verhinderte, dass sie den Weg nach Hause fanden. Die ganze Nacht heulten die Sirenen und Suchtrupps wurden herausgeschickt, ohne Erfolg. Als der Sturm in der Frühe nachließ, fand man die beiden unweit der Stadt zusammengekauert und erfroren.

Es war immer ein großes Ereignis, Anfang Juni, wenn man die Bewegung des Eises im Jenissej erwartete. Dreimal bewegt sich das Eis, dann beginnt es zu bröckeln, um in Richtung Eismeer zu fließen. Die Nachricht davon hat alle Menschen bewegt, ihre Häuser und Arbeitsplätze zu verlassen, um ans Ufer zu gehen. Es war ein Freudenfest, denn der Sommer wird kommen. Auch wir liefen von unserem Friseurgeschäft weg. Aber einmal geriet das Eis ins Stocken. Statt fortzuzießen kamen meterdicke Eisblöcke auf das Ufer zu. Die Naturgewalt des Eises zerstückelte die Schiffsanlegestelle, so als ob man eine Streichholzsachtel in einer kräftigen Faust zerdrückt. Das Eis kam immer näher und höher den Hang entlang, wo einige kleine Häuser waren. Da kam die Feuerwehr und holte die Insassen aus ihren Häusern, bevor sie zerstört wurden. Dann endlich konnte das Eis sich weiter in seinen Bahnen bewegen. Bis September waren noch die Reste von den Eisblöcken am Ufer geblieben. Manchmal ist der Mensch doch hilflos gegenüber der Naturgewalt.

Im Frühjahr, wenn die Schneeschmelze begann, wurde das Laufen manchmal zum Verhängnis. Wenn man von festgestampften Fußwegen abkam, konnte es passieren, dass man tief durch die Schneedecke sank und ein ungewolltes Fußbad in dem darunter fließendem Wasser bekam.

Im Frühjahr 1953 starb Stalin.⁶³ Es gingen sogar Gerüchte herum, dass er vergiftet worden war. Obwohl man öffentlich die Freude über seinen Tod nicht aussprach, merkte

62 In den Jahren 190 und 1941 wurden etwa 35.000 Letten nach Sibirien deportiert.

63 Das genaue Datum ist der 5. März 1953. In der Folge brachen, aus Enttäuschung über ausbleibende Verbesserungen der Arbeits- und Lebensbedingungen in den Lagern sowie Entlassungen, Aufstände in

man, dass die Menschen froh waren. Mit der Zeit hörte man Vermutungen, dass die Verbannung aufgehoben werden sollte. Mit Galina Wassilewna führte ich die ganze Zeit einen Briefwechsel. Eines Tages kündigte sie ihren Besuch bei uns an. Wir freuten uns über unser Wiedersehen. Zwar musste Lembit in der Küche auf einem improvisierten Bett schlafen, aber es war ja nur eine Nacht. Sie hatte dies und jenes zu erzählen. Meine junge Leidensgenossin in der Fluchtgeschichte von Lemberg hatte ihre Strafe hinter sich. Sie lebte mit einem Georgier und hatte von ihm ein Töchterchen. Sie hatte irgendetwas gegen Stalin nach seinem Tode gesagt. Darauf wurde sie verhaftet, aber bald wieder freigelassen.

Sie erzählte, dass es in den Speziallagern bei den Männern sowie bei den Frauen einen Aufstand gab, bei dem schwarze Fahnen gehisst wurden. Man verlangte eine Regierungskommission zu sprechen, um über die Missstände zu berichten. Eine Kommission kam, aber es geschah ein Unglück. Die Menschen drängten so am Tor, dass das Tor zerbrach, und die Soldaten feuerten auf die wehrlosen Häftlinge.⁶⁴

Endlich wurden die Vermutungen wahr. Unsere Fälle wurden nachgeprüft. Die Strafe und Verbannung aufgehoben. Nur vielleicht zwei-drei von hundert blieben in den Lagern. Das alles dauerte über ein Jahr. Erst im Sommer 1954 konnten wir Dudinka verlassen. Während der Verbannung mussten wir uns zweimal im Monat bei der Miliz melden. Als ich die Bescheinigung für die Aufhebung meiner Strafe und der Verbannung abholte, musste ich gleichzeitig unterschreiben, dass ich niemals über die Vorkommnisse erzählen darf. Im Großen und Ganzen habe ich das bis heute auch nicht getan. Vielleicht wäre Folgendes zu erwähnen: Als ich einem Cousin von Emil ein wenig über mein Leben berichtete (in der DDR), sagte er ziemlich aufgeregt zu mir: „Das darfst du niemals erzählen!“ Er meinte, ich solle nichts Schlechtes über die Sowjetunion sagen.

Amnestie und Entlassung aus Sibirien

Endlich war es so weit. Unser Weg ging gemeinsam bis St. Petersburg⁶⁵. Von dort wollte Lembit nach Tallinn fahren. Ich wollte mit Sylvia nach Sortavala, zu meiner Cousine und Tante Hilja. Meine Cousine hat mich als Schwester aufgenommen, sonst hätte ich diese Stadt als zu nahe an Finnland gelegene nicht betreten dürfen. Diesmal hatten Lembit und ich mit der kleinen eine richtige Kabine. Das Schiff fuhr Richtung Krasnojarsk. Und diesmal konnten wir die riesigen Wälder der Taiga sehen. Auf der Strecke machten wir einmal Halt. Es war ein besonderer Halt, nämlich dort, wo Stalin mal in Verbannung war.⁶⁶ Das Haus, wo er gewohnt hatte, war von einem größeren Haus verdeckt. Da gab es eine herrliche Beleuchtung, die man von unserem Schiff aus gut sehen konnte. Es gab Menschen, die unser Schiff verließen, um Stalin an diesem Wallfahrtsort zu ehren.

Wir verbrachten auf dem Schiff etwa eine Woche, bis wir Krasnojarsk erreichten. Dann fuhren wir mit dem Zug noch eine Woche nach Moskau. Lembit kannte die Stadt nicht. Den Tag verbrachten wir in der Allunionsausstellung. Dabei hatte Lembit Sylvia die ganze Zeit auf den Schultern. Moskau verließen wir mit dem Nachtzug Richtung Leningrad. Dort trennten sich unsere Wege. Er wollte nach Hause nach Tallinn und ich nach Sortavala zu meiner Cousine. Wir wollten in Verbindung bleiben. Er sagte, auch

zahlreichen Lagern, auch im GorLag, einem ausgelagerten Teil des NorilLag aus. Dort wurde der Aufstand zwischen Mai und August 1953 vor allem von Ukrainern (Banderow-Anhängern), Balten und Polen getragen. Tatsächlich setzten im weiteren Verlauf des Jahres 1953 und in den Folgejahren Erleichterungen der Haftbedingungen und Amnestien ein. 1956 wurde NorilLag geschlossen.

64 Die Niederschlagung des Aufstands im GorLag erfolgte am 4. August 1953, 150 Häftlinge starben.

65 St. Petersburg hieß von 1924 bis 1991 Leningrad.

66 Es handelt sich um den Ort Turuchansk am Jenessej, wohin Stalin von 1913 bis 1917 verbannt war.

wenn seine Frau ihm nicht treu geblieben sei, würde er weiter zu ihr halten, echt Mann. Ich antwortete, er solle auch sein Leben mit mir nicht vergessen.

Heute erinnere ich mich kaum an die Stadt Sortavala, obwohl wir drei Jahre dort lebten. Tante Hilja mit Cousine und Sohn wohnten in einem kleinen Drei-Zimmer-Häuschen, das irgendwann von einem Finnen gebaut worden war, und er hatte sein Heim dann verlassen müssen. Der Sohn meiner Cousine war ein Schüler von 17 Jahren. Sie hatte noch vor dem Krieg ziemlich jung geheiratet. Ihr Mann hatte den Krieg überlebt, jedoch wollte sie mit ihm nicht mehr zusammenleben. Ihr Vater starb nach dem Krieg an einem Krebsleiden. Zurzeit unterrichtete sie Englisch an der Schule. Meine Tante führte den Haushalt. Am Hause bauten sie Kartoffeln, Gemüse, Johannisbeersträucher und Blumen an.

Zudem hatten sie eine Ziege mit großen Hörnern, namens Lisa. Das war ein Biest. Entweder konnte sie mich nicht leiden, oder merkte, dass ich Angst vor ihr hatte. Wenn ich mich dem Haus näherte, ich bemühte mich schon, es unbemerkt zu tun, dann kam sie mir schon von weitem entgegen und wollte mich verjagen. Die Toilette war so ein Ein-Mann-Häuschen hinter dem Hof. Einmal, als ich die Toilette verlassen wollte, kam mir Lisa entgegen und ich kam nicht heraus. Der Besitzer des Nebenhauses war gerade draußen. Ich rief ihn zu mir, wegen der Ziege zu helfen. Doch er beteuerte, dass ihm die Ziege nicht gehört, und dann nach einiger Zeit ging Lisa doch noch weg.

Die Räume des Hauses waren klein, aber gemütlich eingerichtet. Meine Cousine war nicht nur eine gute Schneiderin, sondern auch handwerklich sehr geschickt. Sie hat alles tapeziert, gemalert und sogar Regale gebaut. Ohne Vater blieb ihr nichts anderes übrig, als selbst alles zu tun. Sie hatte eine schwere Zeit nach dem Kriege. Der Vater war krank und Mutter und Sohn mussten ernährt werden, dabei gab es nichts zu essen. Kilometerweit ist sie jeden Tag gewandert, um etwas Essbares zu finden. Wenn sie etwas fand, hat sie es der Familie gegeben. Sie selbst genoss nur Rüben, Möhren und dergleichen. Als ich ankam, ich glaube, sie hatte nicht erwartet, dass ich mehr oder weniger gut aussah. Ich meine gesund und fröhlich wie immer, denn ich kam ja aus der Verbannung. Das ganze Jahr hatte ich keine Briefverbindung zu ihr, sodass wir kaum etwas voneinander wussten. Wir waren ganz verschieden. Ich war immer fröhlich und lächelnd und sie war ernst. Ich mit vielen Tränen, doch sie weinte niemals, vielleicht war das teilweise ihr Charakter. Aber eine große Schuld daran trug meine Tante. Seit ihrer Kindheit musste meine Cousine immer das machen, was die Mutter befohlen hatte. Von sich aus durfte sie kaum etwas tun und sie war folgsam. Während des Krieges fand sie einen lieben Menschen, er war Russe. Meine Tante sagte: „Einen Russen bringst du mir nicht ins Haus!“ So ist sie alleine geblieben.

In einem Zimmer an der Wand hingen die Bilder von Marx, Engels, Lenin und Stalin. Ich schaute sie mir an und zeigte auf Stalins Bild und fragte: „Was macht der da?“ Meine Tante war empört, so wie sie war. Sie antwortete: „Wir haben ihm viel zu verdanken.“ Wir stritten uns ziemlich laut. Da kam meine Cousine dazu und sagte: „Es wird im Hause nicht politisiert!“ Es war mein Fehler und in Zukunft versuchte ich mich zu mäßigen. Nicht lange danach wurden Stalins Missetaten öffentlich bekannt.

Auf die Dauer war in den kleinen Räumen für uns vier Erwachsene und die kleine Sylvia der Hausfrieden gestört. Glücklicherweise war gleich in der Nähe noch ein Häuschen, wo eine einzelne Frau auszog, um nach Finnland zu übersiedeln. Ich durfte einziehen. Im Hause unten, in dürftigen zwei Zimmern, lebte ein russisches Ehepaar mit einem kleinen Jungen. Der Mann war ein Kriegsveteran. Das Zimmer oben war nicht groß. Unter dem einzigen Fenster war ein Tisch, auf der einen Seite ein Bett und auf der anderen Seite

war ein großer schwarzer Seemannskoffer von Mutter. Es war genau so einer, wie man ihn von mir in Leningrad konfisziert hatte. Unterhalb des Bettes war ein gemauerter Herd, mit Putz versehen. Dann gab es einige Regale an der Wand. Eine Ecke war leer. Hier waren große Risse zwischen Fußboden und Wand. Im Winter waren diese Risse vereist. Außerhalb des Zimmers, am Eingang, war ein kleiner Flur, von wo die Treppen hinunterführten. Meine Tante hatte noch Sachen von Mutter, die ich dann bekam. Einen handgewebten Läufer, Geschirr etc. Ich muss mich nur wundern, wie Mutter bei der Evakuierung aus Petrosawodsk so viele Sachen hatte mitnehmen können und dann später wieder zurückbringen konnte.

Meine Cousine wollte mir beim Tapezieren helfen. Als wir die alte Tapete herunterrissen, kamen hunderte Wanzen zum Vorschein. Was tun? Für einige Tage wurden sie in einer Giftwolke eingeschlossen. Doch die Wanzen wurde ich nie richtig los. Unter den Bettpfosten legte ich kleine mit Wasser gefüllte Büchsen. Aber die Biester kletterten die Wände hoch und ließen sich aufs Bett fallen, wo wir schliefen. Im Winter schliefen meine Kleine und ich zusammen, weil es wärmer war. Im Sommer schlief Sylvia auf dem großen Koffer. Das Wasser holte ich aus einem kleinen Brunnen in etwa 200 Meter Entfernung. Ich trug es, wie es üblich war, mit zwei Eimern hängend auf einer Schultertrage. Das Brennholz hat das Ehepaar im Hause für mich mit gesägt. Gehackt habe ich es dann selber.

Bald fand ich Arbeit, nämlich in einer Konfektionsfabrik. Ich kam in die Abteilung Herrenhosen, wo ich immer ein und dieselbe Naht nähen musste. Viel verdient habe ich nicht. Man muss sich erst an so eine Arbeit gewöhnen, um viel zu schaffen. Aber bald konnte ich in der Abteilung für Steppdecken arbeiten, wo man viel mehr verdiente. Zu zweit haben wir die Wattedecken vorbereitet. Danach wurde jede für sich mit der Hand mit kleinen Stichen gesteppt. Wir arbeiteten im Stehen. Einige Zeit hat Tante Hilja Sylvia betreut. Aber dann wollte sie nicht mehr, auch verständlich. Ich habe mich dann um einen Kindergartenplatz bemüht. Als ich erfuhr, dass ein Ehepaar, es waren Parteimitglieder, für ihr Kind einen Platz bekamen und ich als Alleinstehende benachteiligt wurde, machte ich „Dampf“. Das Ergebnis, Sylvia wurde auch aufgenommen, obwohl sie noch keine drei Jahre alt war. Auf dem Weg zur Arbeit habe ich sie dann hingebacht. Es war in aller Herrgottsfrühe und abends konnte ich sie dann erst wieder abholen. Im Winter hatte ich einen Schlitten für sie. Oft aber trug ich sie auf dem Rücken. Ich erinnere mich, wie sie sich an mich klammerte und schrie, weil sie zurück bleiben musste. Anfangs blieb sie meist bei dem Personal, doch später gewöhnte sie sich an die Kinder. Sie hat ja nur Finnisch gesprochen und nicht nur die Menschen, sondern auch die russische Sprache waren ihr fremd.

Mein Leben in der Woche war ausgefüllt mit Arbeit und Sylvia. Besonders im Winter, wenn die Tage so kurz waren. Sonntags habe ich dann Wäsche gewaschen, wobei ich viel Wasser holen musste, Holz gehackt und alles, was zum Haushalt gehört, erledigte. Gleich in der Nähe war ein Stück brachliegendes Land. Meine Tante meinte, ich könnte dort Kartoffeln anbauen. Die waren oft schwer zu kaufen. Ich fand es eine gute Idee. Im Frühjahr machte ich mich daran, den Boden zu bearbeiten. Leicht gesagt, die Erde waren große trockene Lehmklumpen, die ich mit einem großen Hammer zertrümmerte. Mit einem Spaten war da nichts zu machen. Dann formte ich in Abständen kleine Löcher und legte ein wenig Mist von der Ziege Lisa hinein. Darauf gab ich die Kartoffel und einen kleinen Klumpen Lehm. Gleich daneben war ein Brunnen. Es war aber meist kein Wasser drin. Nur zweimal habe ich Kartoffeln geerntet, da brauchte ich keine zu kaufen. Einmal war es beinahe ein ganzer Sack voll. So konnte ich der Mutter auf der Insel einen Teil geben, denn mit Lebensmitteln war es schwer. Einmal im Februar erfuhren wir,

dass es am nächsten Tag Mehl geben sollte, für den Tag der Sowjetarmee. Am Tage zuvor hat meine Tante mich in die Schlange postiert und wir haben die ganze Nacht abwechselnd gestanden, um in der Frühe mit der Kleinen im Arm Mehl zu ergattern. Dabei war es nicht mal Weizenmehl.

Wiedersehen mit der Mutter

Im Sommer 1955 kam Mutter zu uns auf Besuch. Ich glaube, es war für einen Monat. Wir freuten uns nach so vielen Jahren auf dieses Wiedersehen. In dem kleinen Außenflur stellten wir ein geborgtes Bett auf. Viele Nächte konnte ich schlecht schlafen, weil sie auf ihren Krücken wegen der Schmerzen hin und her lief. Sie tat mir leid, aber ich konnte ihr nicht helfen. Niemals lamentierte sie, sondern ertrug ihr Leid mit Würde. Sie entdeckte, dass Sylvia Spulwürmer hatte. Ich war beim Arzt und bekam Tabletten für die Kleine. Da geschah es, dass sie Fieber bekam. War es Erkältung und die Tabletten dazu? Die ganze Nacht lag sie wie leblos da und ich saß neben ihr und konnte nichts tun.

Einen Arzt zu holen und sie alleine lassen, wagte ich nicht. Als am nächsten Morgen eine Ärztin kam und ich sagte, dass ich schon in der Nacht kommen wollte, fauchte sie mich empört an und nannte das eine Zumutung. Sylvia kam ins Krankenhaus, denn man vermutete die Ruhr. Ich glaube, es hatte etwas mit den Tabletten gegen die Würmer zu tun. Nach zwei Wochen kam sie dann nach Hause, durfte aber noch nicht in den Kindergarten. Ich konnte von der Arbeit nicht wegbleiben, denn Geld für die Pflege des Kindes gab es nicht, auch nicht als Mitglied der Gewerkschaft. Ich habe sie alleine lassen müssen und die Frau im Hause gab ihr das Essen, welches ich auf dem Nachhauseweg aus dem Kindergarten mitbrachte. Einmal am Anfang vergaß ich eine kleine Schere sowie Papierleim und Salz und Pfeffer aus ihrer Reichweite wegzuräumen. Als ich gegen Abend nach Hause kam, hatte sie sich die Stirnhaare weggeschnitten und hatte einen kurzen Ponyschnitt. Der Teppich war eine Mixtur von Leim, Salz und Pfeffer. Einmal in der Woche musste ich mit ihr zu einer Sanitätsstelle (oder war es ein Ambulatorium?), um ihren Stuhlgang untersuchen zu lassen. Es war nicht leicht, von einem Kind Stuhlgang nach Maß fördern zu lassen. Dreimal hat es geklappt, indem ich ein Stück Seife in ihren Po einführte. Aber beim 4. und letzten Mal ging es nicht. Da habe ich etwas aus mir herausgepresst. Sylvia fragte: „Mamotschka, was machst Du da?“⁶⁷ Es war eine bange Woche, denn ohne es zu wissen hätte ich ein Bazillenträger sein können. Es war aber alles in Ordnung und Sylvia konnte wieder in den Kindergarten.

Kontakt zu den Pflegeeltern meines Sohnes / Insel Valamo

In dieser Zeit schrieb ich einen Brief an die Adresse von Onkel Anton. Es war mir immer noch nicht bewusst, dass es eine DDR gab. In den Jahren im Arbeitslager und in der Verbannung haben wir kaum etwas von Ereignissen der übrigen Welt gehört. Erst recht nicht, was mit Deutschland geschah. Es dauerte einige Zeit und endlich bekam ich Antwort. Mein Brief kam dort an Siegfrieds 14. Geburtstag an. So erfuhr ich, wie Onkel Anton mit Familie das Sudetenland verlassen musste, Haus und Hof gingen verloren. Onkel Anton wäre auch sonst nicht dort geblieben. Er hat immer gesagt, er gehöre dahin, wo sein Volk ist. Als ich ihm schrieb, ich wolle Siegfried zu mir nehmen, meinte er, der Junge soll in der Umgebung bleiben, wo er aufgewachsen ist. Er schlug mir vor, mit meinem Töchterchen zu ihnen zu kommen. Ich könne ja bleiben, wenn es mir gefällt. Ich wusste, ich hatte in Russland nichts zu verlieren und Mutter könnte ich nachkommen

67 Im Original steht dieser Satz auf Russisch.

lassen. So schrieb ich an die entsprechende deutsche Behörde und bat um Einreise. Übrigens, ich musste auch über mich erzählen und so schrieb ich meinen Lebenslauf.

Im Sommer 1956 besuchte ich mit Sylvia die Mutter auf der Insel Valamo. Dorthin nahm ich auch Kartoffeln mit, die ich schon erwähnte. Es gab eine Schiffsverbindung dorthin. Im Winter wurde die Post per Flugzeug hingbracht (abgeworfen) und, wenn der See zugefroren war, mit Schlitten. Die Landschaft der Insel ist malerisch. Die Anlegestelle liegt in einer Bucht, ziemlich weit im Inneren. Die finnischen Mönche hatten dort alles sehr schön eingerichtet, Obst, Gemüse etc. angebaut. Es war aber alles heruntergekommen, denn die alten Menschen und Invaliden, die dort hingbracht wurden, hatten nicht mehr die Kraft, alles in Ordnung zu halten. Das Kloster war alt. Es gab noch eine Heizung aus uralten Zeiten. An beiden Enden des Hauptgebäudes waren riesengroße Löcher im steinernen Fußboden. Ganz unten wurde mit Holz geheizt und die Wärme mitsamt dem Rauch kam nach oben. Ob man es noch benutzte, glaube ich kaum. Die langen Gänge, wie schon erwähnt, hatten Steinfußboden. Es war kalt. Ab und zu waren an den Wänden Holzsessel, die als Toiletten für diejenigen dienten, die nicht weit laufen konnten. Im Zimmer von Mutter waren vier Betten, ein Tisch und ein Schrank für die Kleidung und ein Kamin. Mutter betreute das Feuer im Kamin. Sie war die einzige, die sich noch bewegen konnte. Wie viel haben die Menschen dort aushalten müssen! Ich habe gelesen und gehört, dass die Russen die wunderschöne Kirche und einige Kapellen restauriert haben. Es gibt Touristen, besonders aus Finnland, die die Insel gern besuchen. Nach einigen Stunden Aufenthalt dort nahmen wir Abschied von Mutter, auf wie lange?

Bei meiner Tante und Cousine waren wir ab und zu. Meine Tante und ich haben Knoblauch genossen, zum Verdruss meiner Cousine. Tante Hilja sagte, meine Mutter wäre bestimmt während der Grippewelle 1918 nicht gestorben, wenn sie Knoblauch gegessen hätte. Jetzt in zunehmendem Alter benutze ich dieses wertvolle Gewürz mehr denn je. Auch im Lager, wenn die ukrainischen Mädchen Pakete erhielten, war es gerieben auf dem Schwarzbrot ein Genuss. Von Tante Hilja erfuhr ich auch über Verwandte in Finnland. Ich war ein wenig beleidigt, dass sie mir so spät von ihnen erzählte. Meine verstorbene Mutter war das sechste von neun Kindern. Der Jüngste war Onkel Reino, der in Südfinnland wohnte. Nun, dass man mir meine Verwandtschaft vorenthalten hatte, sollte sich bald ändern.

Ausreise aus Sowjetisch Karelien

Es dauerte ein Jahr, bis ich die Ausreise aus der Sowjetunion und die Einreise in die DDR genehmigt bekam. Die meisten Menschen glaubten überhaupt nicht an den Erfolg. Bald nach unserer Trennung hat Lembit mir geschrieben. Da kam ein Brief, in dem er mir mitteilte, dass er nichts mehr von mir wissen wolle. Alles habe ich nicht verstanden, weil der Brief in Estnisch geschrieben war. Ich hätte mich niemals in sein Leben einmischen sollen, es stand mir nicht zu. Er hätte aber seiner Frau klar machen müssen, dass dieses Leben zu zweit für uns so leichter war. Was Sylvia betrifft, hatte meine Mutter Recht. Sie sagte, ein Mann hat nur etwas übrig für sein Kind, solange es in seiner Nähe ist. Als wir uns trennten, gab er mir seine Staatsanleihe im Wert von mehreren 100 Rubel. Damals war es so, dass jeder Arbeiter eine Anleihe von einem Monatslohn im Jahr nahm. Es war ein freiwilliges Muss. Die Anleihe lief 20 Jahre. Da ich ausreisen wollte, hat man mir die volle Summe von sämtlichen Anleihen, meine und die von Lembit ausgezahlt. Dadurch hatte ich Geld für die Reisekosten. Das bisschen Eigentum meiner Wohnung, was von Mutter war, verkaufte ich an meine Nachfolgerin. Sie war eine Arbeitskollegin von mir. Im Februar 1957 reisten wir ab, zuerst nach Moskau. Hier waren wir eine Nacht bei

einer ehemaligen Klassenkameradin von mir. Dann ging die Reise nach Berlin und weiter in die Rhön nach Bad Salzungen. Im Zug nach Berlin mussten wir unser Abteil mit einem Mann teilen, der angeblich im diplomatischen Dienst war. Er war zwar nicht aufdringlich, doch er wollte ein „Schäferstündchen“ mit mir haben. Der Mann sagte, dass man keine harte Währung über die Grenze mitnehmen darf, der Zoll würde kontrollieren. Ich war noch so naiv, ihm zu glauben, und gab ihm meinen einzigen Dollar von Mutter. Wieder war das Glück mir hold. Heute weiß ich es mehr als je zu schätzen, dass ich Russland verlassen konnte.

In der DDR

Es wird heute viel über das Leben in der ehemaligen DDR gesprochen. In jeder Hinsicht ging es mir besser, als in der Sowjetunion. Ich hatte meine zwei Kinder und befand mich unter lieben Menschen. Ich kam mit leeren Händen und habe mir im Laufe der Zeit eine Existenz aufgebaut. Heute im Rentenalter habe ich alles, was ich brauche. Ich freue mich über jeden vollbrachten Tag in Ruhe und Frieden.

Am Anfang habe ich in der Landwirtschaft bei Tante Frieda und ihrem Sohn Erich mitgeholfen. Da habe ich die Bauern und ihre Arbeit schätzen gelernt.

Kurze Zeit war ich in einer Porzellanfabrik. Danach war ich Köchin in einem Invalidenheim in Weilar⁶⁸. Schließlich begann ich in Suhl Englisch und Russisch zu unterrichten. Mein Sohn meinte, ich könnte so etwas wohl nicht machen, da mein Deutsch nicht das Beste war und ich auch noch keine Erfahrungen hatte. Ich musste aber zugreifen und den Anfang machen. Gleichzeitig nahm ich an einem Vorbereitungskurs für Lehrer in Erfurt teil. Nach dreieinhalb Jahren Fernstudium an der Friedrich-Schiller-Uni in Jena erhielt ich als 50-Jährige mein Diplom für Anglistik. Ich habe gerne Englisch unterrichtet, weniger Russisch. Es war nicht immer leicht, Fremdsprachen zu unterrichten. Erstens war Russisch als Unterrichtsfach nicht gerne gesehen und auch ich war der Meinung, man hätte diese Sprache nicht jedem Schüler aufdrängen sollen. Zweitens: Englisch wurde fast ausschließlich nachmittags unterrichtet. Als Lehrer war ich zu gutmütig und nicht schlagfertig genug, um mich bei den Schülern durchsetzen zu können, besonders bei der heutigen Jugend. Es ging vielen älteren Lehrern so, besonders den Frauen. Verdient habe ich natürlich mehr als anderswo. Ich erinnere mich, wie ich mir nach Erhalt des ersten Geldes meine erste Armbanduhr gekauft habe. Zuvor musste ich die Schüler im Unterricht immer nach der Zeit fragen. Das Kollegium an der Schule war sehr nett und ich habe viel Unterstützung von ihnen erhalten. Es war im Allgemeinen eine schöne Zeit. 1959 und 1960 habe ich im Sommer die Schüler der Erweiterten Oberschule⁶⁹ zur Ostsee, auf die Insel Rügen in ein Ferienlager begleitet. Es war für mich mal etwas anderes.

In den ersten Jahren in Suhl hatten wir eine Wohnung bei einem Junggesellen. In seinem Hause wohnten wir oben in einem großen Zimmer, wo sich alles abspielte, und in einem kleinen Schlafzimmer. Es gab weder Küche noch Waschraum. Im Gang draußen befanden sich eine Wasserleitung und ein zweiflammiger Gaskocher. Im Sommer ging es. Aber im Winter war es unangenehm kalt. Die Toilette war unten zwar im Hause, aber die Grube war offen und der Wind blies mehr als genug. Nach etwa fünf Jahren bekam ich endlich eine Wohnung mit Fernheizung am anderen Ende der Stadt. Es waren

68 Gemeinde im südwestlichen Thüringen, in der Rhön gelegen

69 Die Erweiterte Oberschule war der höchste Schultyp in der DDR und führte nach der 12. Klasse zum Abitur.

zweieinhalb Zimmer mit Küche und Bad, da waren wir glücklich. Sylvia hatte ihr eigenes Zimmer und vor allem brauchte man nicht mehr zu heizen.

Siegfried war schon lange nicht mehr zu Hause. Nach dem Abitur und einem Jahr Arbeit studierte er in Berlin Medizin. Er war in dem Alter, wo man seine eigenen Wege geht. Allerdings hat er das schon lange bevor ich kam gemacht. So sagte es mir seine Lehrerin in der Grundschule in Weilar. Ich habe weder ihm noch meiner Tochter gesagt, wie sie ihre Zukunft gestalten sollten. Ich bin der Meinung, man soll es den Kindern überlassen und sie ihre eigenen Fehler machen lassen, statt die Fehler für sie zu tun. Es war Anfang August 1961, als ich mit Siegfried das erste Mal nach Finnland reiste, auf dem Weg über Schweden. Von Mutters Verwandten in Helsinki wurden wir herzlich aufgenommen, auch von meinem Onkel in Südfinnland. Es war alles sehr neu und schön für uns. Ich kannte die kapitalistische Welt aus meiner Kindheit, aber für Siegfried war das anders. Auf dem Wege nach Hause erfuhren wir von der Errichtung der Mauer in Berlin. Ich fühlte mich davon nicht getroffen, denn Sylvia und ich waren noch sowjetische Staatsbürger. Wir konnten weiterhin mit Zustimmung der sowjetischen Behörden ins kapitalistische Ausland reisen. Für meinen Sohn war das anders. Im Laufe der Zeit litt er darunter, wie ich erst viel später erfuhr.

Ich verfolgte zwar die Ereignisse in der Welt, war aber misstrauisch dem gegenüber, was in der Zeitung stand. Das hatte seinen Grund. Als 17-Jährige in Petrosawodsk bat man mich für die Zeitung zu schreiben, wie ich mich in der Sowjetunion fühle. Mein Artikel wurde gedruckt. Jedoch war er so entstellt, dass ich seit dieser Zeit beim Zeitungslesen erwäge, was könnte wahr sein und was nicht. Außerdem kann man jede Sache von zwei Seiten betrachten. An sowjetische Propaganda war ich gewöhnt und ich merkte, dass es in der DDR nicht anders war. Gleich in der ersten Zeit wunderte ich mich, dass die Deutschen so nach der Pfeife der Russen tanzten. Erst allmählich begriff ich, wer die führenden Leute in der Regierung waren. Dass es eine Staatssicherheit gab, war mir bewusst. Aber dass sie so stark aufgebaut wurde und so unmenschlich gegen manche Bürger handelte, ahnte ich nicht. Ein bedeutender Mitarbeiter von der Suhler Zeitung hat mir mal gesagt, er und seine Frau würden für mich bürgen, wenn ich in die SED⁷⁰ eintrete. Ich wollte nicht und er war bestimmt später froh darüber, als er erfuhr, dass ich Westfernsehen schaute. Die Antenne dafür war ein langer Stab im Wohnzimmer hinter den Gardinen. Als Lehrer war ich verpflichtet, die Zeitung „ND“⁷¹ zu abonnieren. Davon habe ich nur die Sportseite gelesen und die Kreuzworträtsel gemacht, was ein Hobby von mir ist. Allerdings habe ich die Zeitung nach der Wende mit Interesse gelesen und noch ein ganzes Jahr behalten. Heute reicht die Lokalzeitung vollkommen. Es ist wenig von meiner Begeisterung für den Kampf um die Menschenrechte, wie ich sie in meiner Jugend in den USA empfunden habe, geblieben. An den Kommunismus glaube ich nicht, denn die wenigsten Menschen sind Idealisten. Aber mehr soziale Gerechtigkeit, dass die Kluft zwischen Arm und Reich und zwischen Menschen verschiedener Hautfarbe nicht so krass ist, liegt mir am Herzen. Ich bewundere eher diejenigen, die nicht locker lassen, um Missstände zu beseitigen, und den Menschen, die Hilfe brauchen, beistehen.

Vier Jahre nach dem ersten Besuch in Finnland reiste ich mit Sylvia zum zweiten Mal dorthin. Diesmal traf ich Tante Elli dort. Anschließend kam sie zu uns nach Suhl. Sie wollte ihren 81. Geburtstag mit uns feiern. Damit wir Mutter zu uns nehmen konnten, hat man uns eine kleine Genehmigung gegeben. Es war besser so, denn es gelang Tante Elli, mit Hilfe des Roten Kreuzes nach sieben Jahren Mutter nach Kanada zu bekommen.

70 Abkürzung für die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, die entscheidende Partei in der DDR

71 Abkürzung der Tageszeitung „Neues Deutschland“, in der DDR das Zentralorgan der SED

Damals waren alle ihre Geschwister und Jugendfreunde noch am Leben. Sie erhielt die kanadische Staatsbürgerschaft zurück. Ihre letzten Lebensjahre waren für sie sehr schön. 1969, wieder vier Jahre später, trafen Sylvia und ich Mutter in Finnland. Diesmal konnten wir mit der Interflug⁷² fliegen. Seitdem bin ich öfters in diesem schönen Land meiner Vorfahren gewesen. Es zieht mich immer wieder dorthin.

Mein Onkel und meine Tante waren 1970 zur Kur in Bad Elster⁷³. Von Suhl aus habe ich sie besucht. Und wie es im Leben manchmal vorkommt, lernte ich auf dem Weg nach Hause einen Vogtländer kennen. Es war Liebe - nach einer zweistündigen Unterhaltung. Ich hatte immer gehofft, noch einmal verliebt zu sein und es kam mit 52 Jahren. Schmiede das Eisen, solange es heiß ist, dachte ich. Wieder hatte ich Glück, denn nach acht Monaten erfolgte ein Ringtausch von drei Wohnungen: Chemnitz (Karl-Marx-Stadt), Suhl und Plauen. Meine Freunde schüttelten nur den Kopf. Aber ich lebe jetzt seit 20 Jahren in Plauen, länger als irgendwo früher. Anfangs war es nicht einfach, denn jeder hat in diesem Alter seine Gewohnheiten. Und noch dazu wollen Männer verwöhnt werden. Aber Ende gut, alles gut, wie man so sagt. Ich habe in dieser Zeit die Freuden des Schrebergartens kennen gelernt. Auch die Erträge, wie Erdbeeren, Tomaten und nicht zu vergessen den Knoblauch, den wir beide gern aßen. Gemeinsam haben wir Reisen in solche Länder unternommen, die damals erlaubt waren. 1979 besuchte ich z. B. meine Cousine Sylvia in Tallinn, wo sie seit einigen Jahren lebte. Da hat sie mir ihr Herz über ihr freudloses Leben ausgeschüttet. Mit Bitterkeit sagte sie zu mir, wir hätten nie in dieses gottverdammte Land kommen sollen. Vor etwa fünf Jahren fand man sie eines Tages in ihrem Lehnstuhl auf ewig eingeschlafen. Wir haben uns ein Auto zugelegt und viele schöne Landesteile der damaligen DDR gesehen. Ich habe Mutter in Kanada besucht, bevor sie 1977 starb. Im selben Jahr nahm ich die deutsche Staatsangehörigkeit an.

Längst sind ich und mein Mann Rentner. Der Garten ist verkauft, das Auto verschenkt. Nach der Wende liegt die ganze Welt für uns offen. Nach Möglichkeit schauen wir uns diese „andere“ Welt an. Möge unsere Gesundheit uns hold bleiben. So wie mein Glück mir bis jetzt hold geblieben ist.

Plauen im März 1992

72 Staatliche Fluggesellschaft der DDR

73 Kurort im sächsischen Vogtland



Letztes Foto beim 85. Geburtstag in Cottbus am 11.01.2003

Nachwort

Die Niederschrift wurde von mir, dem Sohn Siegfried, mit einigen Korrekturen und einer Gliederung nachbereitet, ohne inhaltlich etwas wegzulassen oder hinzuzufügen.

Bis zu meinem 14. Lebensjahr war die Vergangenheit bzw. Existenz meiner leiblichen Eltern ein Mysterium und eine schwelende Sehnsucht. Dann war es selbstverständlich, nach der Ankunft meiner Mutter und kleinen Schwester die weitere Zukunft gemeinsam fortzusetzen. Das erwies sich für mich bald schwieriger als gedacht, doch erforderte mein Bildungsweg dann ein sehr eigenständiges Agieren.

Zum Verbleib meines Vaters gab es nur Vermutungen und 1983 begann ich mit Nachforschungen. Erst 2018 erfuhr ich durch Zufall ein letztes Puzzle der tragischen Geschichte.

In Chemnitz trägt eine Schule den Namen eines NS-Widerstandskämpfers „Börner“. Ein dortiger Lehrer, Herr Tröger, sollte das Wirken dieses Namensgebers erkunden.⁷⁴ In seinen Recherchen stieß er auf den Namen Kammler und dessen Sohn, als Urologen tätig. Mich dann zu finden war durch einige Anrufe nicht schwer und so erfuhr ich die fast ... letzte Wahrheit.

Börner war ebenfalls Teil einer sowjetisch organisierten Widerstandsgruppe und kannte den Funk-Code.⁷⁵ Von der Gestapo verhaftet, gab er diesen Code preis, wodurch fingiert Verstärkung angefordert wurde. Diese Verstärkung aus Moskau erfolgte mit der Entsendung meines Vaters per Flugzeug. Er wurde in Ostpreußen mit Fallschirm abgesetzt. Bevor er sein Ziel Wien ansteuerte, besuchte er die Mutter in Kratzau sowie eine Tante namens Jautze, bei welcher er zunächst Unterkunft fand. In Wien folgte dann die Festnahme durch die Gestapo, die ihn bereits erwartete. Die Verwandten, mit welchen er Kontakt hatte, wurden ebenfalls inhaftiert.

Wie ich 2016 in der Gedenkstätte Mauthausen erfuhr, war er im dortigen KZ bis zum 4. April 1945 im separaten Gefängnis inhaftiert mit letztem Vermerk: „überstellt“.⁷⁶

„Börner“ war lange Zeit unter Gestapo-Aufsicht frei, wurde später aber erschossen.⁷⁷

2010 suchte ich mit meiner Frau in St. Petersburg nach der Studienstätte meines Vaters. Von 1934 bis 1938 hatte er in der Stadt ein Sportstudium absolviert, wie ich dann erfuhr. Es gibt dort das staatliche Sportinstitut der Universität „Lesgaft“ und vom Prorektor erhielt ich die Bestätigung auf meine schriftliche Anfrage. Es gibt eine Forschungsbroschüre, in welcher mein Vater als einer der Begründer der sowjetischen Gymnastik (Turnsport) bezeichnet wird.

Außerdem erfuhr ich von der Existenz der am 8. September 1939 geborenen Tochter meines Vaters namens Tatjana. Wir haben sie und ihre Familie bereits im Januar 2011 aufgesucht und seither die Verbindung gegenseitig bewahrt, wenn auch die Sprache etwas hinderlich ist. Zuletzt haben wir ihren 80. Geburtstag am 8. September 2019 gemeinsam in St. Petersburg gefeiert.

74 Es handelt sich um die Tännichtschule in Meerane bei Chemnitz, die in der späten DDR, von 1976 bis 1990, den Namen Willy-Börner-Schule trug.

75 Laut Leopold Vettters „Die Wahrheit. Autobiographie des 'Grand Chef' der Roten Kapelle“ (Freiburg 1995, S. 137) erfolgte der Abwurf Willy Börners und weiterer Mitglieder der Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“ im Mai 1942.

76 Laut Zugangsliste des KZ Mauthausen wurde Emil Kammler am 6. Juli 1943 im KZ Mauthausen als politischer Häftling eingeliefert. Im Frühjahr 1945 wurde er in unbekannte Richtung „überstellt“, möglicherweise auf einen Todesmarsch geschickt und dabei oder direkt im KZ Mauthausen ermordet.

77 Börner wurde am 7. November 1944 im KZ Dachau erschossen.



Bernburg, den 28.01.2020

Lebenslauf von Siegfried Kammler, verfasst 2022

Am 7. Januar 1942 wurde ich in Reichenberg geboren. Meine Mutter, geb. am 11.01.1918, war amerikanisch-finnischer Herkunft, mein Vater, geb. am 17.07.1909, stammte aus Kratzau, Sudetenland. Zur Zeit meiner Geburt war er zur Wehrmacht eingezogen. Meine Mutter wohnte mit mir in Kratzau, im Hause des Fotografen Trostel. Als Zweijährigen nahm mich die Familie Anton und Frieda Kammler aus Neundorf als Pflegekind auf. Meine Mutter war wegen Spionagevorwurf verhaftet worden. Als Pflegekind lebte ich seitdem in der Familie meines Großonkels Anton Kammler, geb. 3.01.1897 und dessen Ehefrau Frieda, geb. Prade am 23.05.1899. Mein Vater wurde im April 1945 im KZ Mauthausen ermordet. Zur Mutter, Violet Sandros, sind ausführliche Informationen anderen Orts angegeben.

Januar/Februar 1946 erfolgte die Ankunft mit Pflegeeltern und vier Kindern der Pflegeeltern (Bruno 23.08.1924, Gertrud 22.05.1933, Erich 16.05.1936, Walter 15.12.1939) nach Ausweisung aus dem Sudetenland, Neundorf (Nova Ves) bei Kratzau (Chrastava) in Weilar/Rhön (Thüringen). Dort übernahmen die Pflegeeltern 1947 einen Neubauernhof im Ort. 1948 begann für mich die Grundschule, 1956 beendete ich diese. 1956 bis 1960 folgten Oberschulbesuche, davon im letzten Jahr an der ABF II (Arbeiter- und Bauern-Fakultät) in Halle (Saale) mit Ablegung des Abiturs.

1957 war es meiner Mutter, Violet Sandros, auf Antrag gestattet, aus Sortavala (Karelofinnische Sowjetrepublik) zu uns zu kommen. Nach fünf Jahren sowjetischem Arbeitslager in Norilsk ab 1945 plus drei Jahren Verbannung in Dudinka am Jennissee lebte sie bis dahin in dieser Stadt am Ladogasee.

Meine Berufsausbildung begann 1960/61 mit einem „Praktischen Jahr“ als Bekohlungs- maschinist im Kraftwerk Bitterfeld. Danach konnte ich von 1961 bis 1967 an der Humboldt-Universität in Berlin/Charité Humanmedizin studieren. Es wurden mir das Abschlussdiplom und die Approbation erteilt. Von 1967 bis 1969 leistete ich aktiven NVA-Wehrdienst und wurde als Oberleutnant entlassen. Danach folgten mehrere Reservistenlehrgänge mit letzter Beförderung zum Major, ohne eine Parteimitgliedschaft. Anschließend begann die Urologiefachausbildung an der Medizinischen Akademie Erfurt und endete 1973 mit der Anerkennung als Facharzt für Urologie. 1978 legte ich nochmals nach neuen Regeln ein Diplom ab (Dipl.-Med.) und promovierte 1981 an der Medizinischen Akademie Erfurt zum Dr. med.

Familiär war ich vom 2.11.1966 bis 11.07.1970 erstmals verheiratet, ein Sohn wurde am 17.04.1967 geboren. Eine zweite Ehe währte vom 7.05.1971 mit Karin Schlundt, geb. am 13.03.1940, bis zu ihrem Tode durch eine Berufskrankheit (Laborinfektion) am 12.08.1991. 1979 hatten wir Sohn Robert, geb. am 28.12.1977, adoptiert. Die dritte Ehe mit Rosemarie, geb. Ludwig, führen wir seit 22.04.1995.

Berufstätigkeiten übte ich wie folgt aus: 1973 -1976 Leiter der Urologischen Ambulanz, Bezirkspoliklinik Schwerin. 1976-1989 Leiter der Urologischen Ambulanz, Kreiskrankenhaus Aschersleben. August 1989-Juli 1992 Stationsarzt, Urologische Klinik, Klinikum Suhl. Vom 22.07.1992 bis Jan. 2009 Niederlassung als Urologe in Bernburg. Unmittelbar anschließend Rentenbeginn mit schwerer Erkrankung. Es folgten noch wenige Jahre gutachterliche Arbeit für das Kreis-Jobcenter und urologische Praxisvertretungen.

Seit November 1996 wohnen wir im neu errichteten Eigenheim in 06406 Bernburg, Liebigstr. 28.



Silberhochzeit von Siegfried und Rosemarie Kammler 2020